BASTEI

STERNEN FAUST

Für die Menschheit!

Band 151 • Deutschland 1,75 €

Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF

Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Für die Menschheit!

von Simon Borner

Der 19. September 2271 galt als einer der schwärzesten Tage in der Geschichte der Menschheit. Nur in letzter Sekunde war es der Crew der STERNENFAUST gelungen, die Orphanen zu vernichten. Die Orphanen, die bereits mehrere Schiffe des Star Corps zerstört und den Doppel-Planeten der Alendei dem Untergang geweiht hatten. An besagtem Tag, am 19. September 2271, hatte die Erde vor dem endgültigen Untergang gestanden. Der Hohe Rat hatte bereits das Apokalypse-Programm gestartet. Ein Programm, das per logistischer Kalkulation über Leben und Tod entscheiden sollte. Nun, sechs Wochen später, stehen die Bürger der Solaren Welten, vor allem die Bewohner der Erde, noch immer unter Schock.

Wer bin ich?

Dana Frost, ehemalige Kommandantin der S.C.S.C. STERNENFAUST III, sah an sich hinab. Sah auf die junge Haut und den vom Alter kaum berührten Körper, der ihr so fremd und doch gleichzeitig so bizarr vertraut erschien. Und sie wünschte sich, sie könne aus ihm fahren und hinter sich lassen, was sie nicht verstand: sich selbst.

Erinnerungen brandeten in ihr auf – an ein Leben, das Jahrzehnte her war und sich wie gestern anfühlte. *Wieder* anfühlte. Weil sie nicht länger sie selbst war. Weil alles verging, außer ihr.

Oder? Wo begann dieses Selbst, wenn nicht einmal der Verlauf der Zeit noch als Konstante gelten durfte? Wenn es »nur« eines Eingriffes unbegreiflicher Mächte bedurfte, alles Vergangene ins Absurde zu drehen?

Zellstabilisierung. Der Begriff hallte in ihrem Kopf und ihrer Erinnerung wider wie ein Mantra – doch anstatt ihr Ruhe und Konzentration zu verschaffen, brachte er ihr Innerstes zum Kochen. Trieb sie dazu, sich *in sich* fremd zu fühlen!

Wer war sie?

Dana Frost von der Erde. Nach wie vor. Ohne Zweifel.

Oder?

*

»Ein Ding verstehen, heißt nicht, seine Bewegung und seine Materie beschreiben, sondern seinen Sinn einsehen.«

– Susanne K. Langer

Kapitel 1 – Was in Vegas passiert, bleibt in Vegas

Erde, Las Vegas, 15. November 1981

»… and did it myyyyy wayyyyy.«

Ja, Pustekuchen.

Während die letzten Akkorde vom Halb-Playback verklangen, das neunzig Minuten lang aus den Boxen des Montecito Ball Room geplärrt war und die Gehörgänge der schätzungsweise zweihundert Rentner und Volltrunkenen malträtiert hatte, die tatsächlich die Naivität besessen hatten, zu kommen, fühlte sich Johnny Fontane Jr. als müsse er sich übergeben – direkt in die erste Reihe und die verzückten Gesichter der Torfhirnigen, aus denen sein hochverachtetes Publikum bestand.

My Way? Von wegen. Nichts von dem, was er hier machte, hatte etwas mit *ihm* zu tun. Dies war nicht sein Weg, sondern der seines Vaters. Der Einzige, auf dem Johnny Jr. noch den Hauch eines nennenswerten Einkommens erwirtschaften konnte. Leider.

Applaus brandete auf, hier und da. Kleine Inseln der Höflichkeit in einem Meer, das sich kaum weniger um ihn scheren konnte. Als die Saallichter wieder angingen – keine Zugabe, natürlich; wer sollte bei einem Johnny-Jr.-Gig schon nach Zugaben verlangen? –, sah er die heutige Torfhirn-Schar zum ersten Mal richtig – und schluckte trocken. Zweihundert? Wohl eher dreißig … Wenn das so weiterging, warf das Montecito ihn bald raus und programmierte seine Nachmittagsshows attraktiver. Wie Junior gehört hatte, war Bette Midler in der Stadt und lechzte nur danach, dass sich irgendwo eine Vakanz für sie und ihren Blödsinn öffnete.

Scheiße, er brauchte *dringend* einen Scotch.

Ein letztes Mal ließ er den Blick über die Reihen schweifen. Runde Tische mit weißen Decken prägten den Saal, alle uniform gehalten und zumeist unbesetzt. Der Kronleuchter an der Decke – billiger Tand aus irgendeinem Schlitzaugenland, der aber aussah, als könne er mühelos auch im Thronsaal eines Königs hängen – arbeitete Hand in Hand mit den roten Teppichen und der Holzvertäfelung an den Wänden, um der besseren Mehrzweckhalle des traditionsreichen

Casinos am hinteren Ende des Strips den Touch der Exklusivität zu verleihen, den die Torfhirne erwarteten, wenn sie in die Stadt flogen, um ihr sauer Verdientes an filzbezogenen Tischen zu vergeuden, sich die Wampen beim All-You-Can-Runterschling weiter aufzublähen und eben zu den *Has Beens* wie Junior zu gehen. Den Showgrößen von einst – oder von niemals –, die außer in Vegas nirgendwo mehr ein Bein auf den Boden bekamen.

Und selbst dort bleibt uns nichts weiter, als kreatives Malen nach Zahlen, dachte Junior und lächelte grimmig, während die, die noch aufstehen konnten, ihre Tische verließen und zum Ausgang strömten, während der Rest friedlich weiterschnarchte. Auch das wäre Dad nie passiert: ein Publikum, das den Raum vor dem Künstler verließ.

Weil er im Gegensatz zu dir einer war. Ein Künstler.

Johnny schüttelte den Kopf, würgte die Stimme ab. Dies war nicht die Zeit und der Ort, um seinen Selbstzweifeln Raum zu geben. Es *war* allerdings definitiv die Zeit und der Ort für die Sorte Besinnungslosigkeit, die man nur in Flaschen mit bernsteinfarbenem Inhalt fand. Und – vielleicht, mit ein wenig Glück und Vorschuss auf die morgige Show – zwischen den Beinen eines der jungen Hühner, die nur zwei Straßen weiter den Gehsteig veredelten.

Vorausgesetzt, es *gab* diesen Vorschuss.

Vorausgesetzt, *es gab* diese Show …

»Bravo!«

Der Ruf ließ Johnny zusammenzucken. Hatte sich da jemand im Raum vertan? Jubel nach einem Fontane-Konzert hatte es nicht gegeben, seitdem Dad vor acht Jahren sein Abschiedsprogramm gegeben hatte.

»Bravissimo! Grandios!«

Ein Mann stand im hinteren Bereich des Saales. Junior musste die Augen zusammenkneifen, um ihn ausmachen zu können. Schlohweißes, sorgfältig frisiertes Haar über einem weißen Gesicht und einem dunklen Smoking. Scheiße, der Typ war besser gekleidet als er selbst! Und … er hatte einen Knall.

Red dir nichts ein. Der verspottet dich nur. Das ist kein Lob, sondern Häme.

Diesmal konnte Junior nicht anders, als seiner inneren Stimme recht zu geben. Auf der Bühne verarscht … Auch das hätte es zu Dads Zeiten nie gegeben.

Fontane-Regel Nr. 1: Selbstachtung war eine unbezahlbare Hure.

Ohne die Meute eines weiteren Blickes zu würdigen – es klatschte ja ohnehin nur noch der Spinner –, ging Junior ab. Jenseits des weinroten Vorhangs, der die Bretter, die die Scheinwelt bedeuteten, vom Backstage-Bereich abtrennte, wartete bereits A.J. auf ihn. Hatte sich der durchtrainierte Besitzer des Montecitos also persönlich aufgemacht, seinem Nachmittagsstar zur beendeten Vorstellung zu gratulieren. Kein gutes Zeichen.

»Hast du den gesehen?«, ging Junior gleich in die Offensive. »Den Jubeltypen? Vielleicht sollte ich morgen tatsächlich eine Zugabe spielen. Ich scheine neue Fans zu gewinnen.« Er lächelte, um zu unterstreichen, dass er einen Scherz gemacht hatte.

A.J. Cooper lächelte nicht.

»Johnny«, murmelte er sich stattdessen mit sonorer Stimme in den mit ersten Grauen durchsetzten Stoppelbart, der sich bei ihm auf Oberlippe und Kinn beschränkte, – und natürlich ohne die dicke Kubanische aus dem Mund zu nehmen, die so sehr sein Markenzeichen war wie die strenge Hand, mit der er seinen Laden führte – und legte ihm den Arm um die Schultern. »Johnny, Johnny, Johnny.«

Junior schluckte. Gleich zwei schlechte Zeichen in einem. Normalerweise nannte A.J. ihn Junior. Manchmal hatte er sich schon gefragt, ob ihm sein wahrer Vorname überhaupt bewusst war. »A.J. A.J. A.J.«, scherzte er zurück, das Lächeln längst nur noch Fassade. Scheiße, wo blieb der verdammte Scotch? Wenn er schon gefeuert wurde, wollte er das wenigstens nicht nüchtern miterleben müssen. »Was gibt’s, Big Man?«

Komm schon. Sag’s einfach. Bette Midler bekommt den Saal voller als ich. Und sie zeigt ihre Titten, während sie singt. Drei wohlgeformte Gründe, mich durch sie zu ersetzen.

Doch statt einer Kündigung hatte der Casinoboss eine andere, nicht minder verblüffende Überraschung für ihn. »Du hast ein Groupie, mein Bester«, sonorte er paffend. »Wartet schon in deiner Garderobe. Extra für dich.« Dicke Rauchwolken umrahmten sein Gesicht wie die Wolken den Gipfel des Mount Everest.

Junior lachte. »Klar, und morgen singe ich ein Duett mit Presley.«

»Nein, im Ernst.« Cooper blieb völlig ungerührt. »Hat darauf bestanden, dass ich’s dir persönlich ankündige. Ich glaube, du wirst dich freuen.« Schelmisches Glitzern in kastanienbraunen Augen.

Fontane-Regel Nr. 2: Spott war eine Krankheit, von der man sich nie mehr erholte.

Keine zwei Minuten später – und um ein stattlich gefülltes Scotch-Glas reicher – betrat Johnny Fontane Jr. die winzige Garderobe, die ihm das Casino zugestand. Gefasst darauf, Opfer von A.J.s bizarrem Streich zu werden. Was er wohl sehen würde? Eine zahnlose Großmutter? Ein Schaf?? Einen …

»Dad?«

Es war keine Frage. Sondern ein Wimmern, leise und schwach.

Denn *das* war unmöglich!

Die Gestalt stand mit dem Rücken zu ihm inmitten des Zimmers. Es hätte jeder sein können – weißes Haar und Smoking waren schließlich die Standardkluft seiner Branche, verflucht – und doch … Für einen kurzen, grauenvollen, bizarren Moment war sich Junior sicher, es mit seinem Alten Herrn zu tun zu haben. Mit dem Mann, in dessen berufliche Fußstapfen er vor drei Jahrzehnten getreten war. Dem Mann, aus dessen Schatten er sich nie hatte freischwimmen können.

Dem Mann, den er – und das ganze, heulende, beschissene Amerika vor den Fernsehschirmen mit ihm – *vor gut fünf Jahren beerdigt hatte!*

Unmöglich.

Nur ein Streich, weiter nichts. Irgendwo stand A.J. lauschte vielleicht sogar über die Gegensprechanlage, und lachte sich gerade einen Ast. »Tut mir leid, Kumpel«, sagte Junior und bemühte sich, seine zitternden Hände wieder unter Kontrolle zu bekommen, »aber was immer dir Cooper erzählt hat – ich steh nicht auf Kerle.«

»Ach wirklich?«, erwiderte die Gestalt – und Johnny erstarrte! Diese Stimme … Heiliger Jack Daniels, diese Stimme! »Weißt du, ich war mir da bei dir nie sicher. Also hast du nie auf Jungs gestanden, sondern nur einfach keine abgekriegt, oder was?«

Der tadelnde Unterton, die Häme in den Worten … Junior begriff in dieser absurden Sekunde zwei Dinge: Erstens, das musste der Jubeltyp aus dem Saal sein. Zweitens, das war sein Vater. Ohne jeden Zweifel.

Fontane-Regel Nr. 3: Grauen war ein Kühlschrank, der die Seele einfing.

Johnny Fontane Senior – das Goldkehlchen der Nachkriegsjahre, der Star des Rat Pack, der Mann, den die Frauen als Bettgespielen und die Männer zum Kumpel haben wollten – drehte sich um. Grinsend. »Hi, Junior. Ich würde ja sagen, dass ich mich freue, dich zu sehen, aber nach der Grütze, die du da draußen abgeliefert hast,

wäre das eine Lüge. Zwanzig Jahre im *'biz*, und noch immer hast du nichts Besseres zu bieten, als meine ollen Kamellen zu covern – und das schlecht. Schäm dich.«

Dad! Junior war, als habe sein Verstand gerade die Tür zum Hinterausgang geöffnet und sich vom Acker gemacht. »D … Da …«, stammelte er, unfähig die Situation zu erfassen, geschweige denn zu begreifen. Der Scotch fiel ihm aus der Hand und zerschellte am Boden.

»Das nennst du Kunst?«, tadelte sein quietschlebendig aussehender, toter Erzeuger weiter, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. »Johnny, du verkaufst Souvenirs, weiter nichts. Du machst nichts, hast nichts Eigenes! Hätte nicht übel Lust, dich auf Tantiemen zu verklagen.«

»Wie …« Die Fassungslosigkeit begann, der Angst zu weichen. »Wie geht das? Wie kommst du hierher? Du bist …«

Senior gluckste. »Tot? Ist es das, was du sagen willst? Richtig, aber das warst du schon, als du diesen Berufsweg einschlugst. Ach was, davor! Wie arm muss ein Mann sein, dem nichts Besseres einfällt, als auf dem Ticket seines Alten Herrn mitzufahren?«

Es waren die Selbstzweifel, die Johnny Fontane Jr. seit Jahren plagten. Sie nun aus dem Mund seines größten Kritikers zu hören – des Mannes, in dessen Augen er nie das Richtige gemacht und zu dem er schon Dekaden vor seinem Tod jeglichen privaten Kontakt abgebrochen hatte –, war Salz in offenen Wunden.

Er ist aus dem Grab gestiegen, um mich zu verspotten. Der Gedanke – bizarr oder nicht – erschien Junior in diesem unfassbaren Augenblick absolut logisch. Er war das Einzige, das hier überhaupt noch Sinn ergab. Und wenn es jemanden auf dieser Erde gegeben hatte, dem Junior eine solche Aktion zugetraut hätte, dann war es sein Vater. Nichts hatte Senior aufhalten können. Seine Sturheit war das Geheimnis seines Erfolgs gewesen.

»Was willst du?« Die Stimme kaum mehr als ein Flüstern, spürte Junior, wie er sich mehr und mehr der Situation ergab. Knie wurden weich, und der Puls, der eben noch gerast war wie ein Kurzstreckenläufer vor der Zielgeraden, pendelte sich resignierend auf einem gesünderen Level ein. Einem, auf dem ohnehin alles egal war. »Warum bist du hier?«

Um dich zu holen, was sonst?

»Was ich will, hmmm …« Dad strich ich übers Kinn, theatralisch. Er war immer schon ein guter Schauspieler gewesen. »Mal sehen. Dass

du endlich ein Rückgrat entwickelst? Nein, die Hoffnung habe ich schon lange aufgegeben. Dass du aufhörst, eine Enttäuschung zu sein und zu dem Sohn wirst, den ich immer wollte? Mach dich nicht lächerlich. Dass du dir eingestehst, dass die Reise auf der *Memory Lane*, die du dem Pöbel hier Tag für Tag bietest, nichts bringt, weil du nun einmal einfach nicht ich bist? Schon eher, aber wenn wir ehrlich sind, weißt du das doch selbst – oder, Sohn? Du weißt selbst, dass du dir hier nur in die Tasche lügst, wenn du glaubst, ein Showman zu sein, wie ich es war. Du weißt selbst, dass sich der Rest der Mischpoke kringelig über dich lacht. Dean, Sammy, Joey, Frankie-Boy … Meinst du, die nehmen dich ernst? Halten dich für einen der Ihren?«

Mit jedem Wort, das aus Dads Mund kam, war Junior, als wachse sein untoter Vater. Als würde er zu einem Riesen, vor dem jeder – und insbesondere jeder *Has Been* – zum Zwerg verkümmern musste.

Und Senior war weit davon entfernt, seine Tirade zu beenden. »Du bist kein Teil des Rat Pack, John. Du warst es nie. Du bist nichts als ein Möchtegern, der den Stil seines Alten Herrn kopiert, weil er nie etwas Eigenes auf die Beine gestellt hat – und du erwartest allen Ernstes von mir, das gut zu heißen? Mich damit zufriedenzugeben?«

Dads Augen funkelten auf eine Art, die Junior kannte – und die ihn zutiefst überraschte: hasserfüllt. Dann glitt Johnny Fontane Seniors Hand unter sein Jackett. Als sie wieder hervorkam, glänzte etwas Metallisches in ihr und dem Licht der nackten Glühbirnen rings um Juniors Schminkspiegel, der einzigen Helligkeitsquelle des fensterlosen Kabuffs. Der Lauf einer Smith & Wesson Modell 459!

»Und warum ich hier bin?«, wiederholte Dad die zweite Frage, während Junior bass erstaunt auf den Revolver starrte. »Na, um dem Scheiß, den du abziehst, endlich ein Ende zu bereiten. Was dachtest du denn? Bye, bye, Johnny-Blue …«

Mit einem Mal schien die Zeit stillzustehen. Jegliche Hintergrundgeräusche verschwanden aus Juniors Wahrnehmung. Es gab nichts mehr, nur diesen Raum, nur diese kranke Situation. Nur den Wahnsinn. Die Mündung der Waffe glich einem düster klaffenden Tunnel und Junior dem Zug, der sich ihm unaufhaltsam näherte. Puffend und zischend. Bebend.

Fontane-Regel Nr. 4: Angst war eine alles verschlingende, ohrenbetäubende Ruhe.

Woher er den Mut nahm, wusste Junior nicht zu sagen, doch das Nächste, was er registrierte, war seine eigene Flucht. Reflexartig

wandte er sich um, streckte die Arme nach der Tür zum Flur aus. Scheiße, er musste raus hier, zurück in die Wirklichkeit! Ins Leben!

Dads Atem hinter ihm, kalt und unerbittlich im Nacken. Ein nimmersatter Verfolger.

Junior riss die Tür auf, hechtete hinaus. »Hilfe!«, schrie er – doch der Gang war leer. Weit und breit keine Menschenseele. *Das ist unmöglich. Der Abend fängt doch erst an. Die Bude müsste voll sein.* Sein Verstand weigerte sich, die Bilder zu akzeptieren, die die Augen lieferten.

»Wo willst du hin, *Kiddo*?«, spottete Dad irgendwo hinter ihm. »Wieder vor der Wirklichkeit fliehen?«

Nein, nein, nein. Das war nicht die Wirklichkeit. Konnte sie nicht sein. Nichts von dem hier ergab einen Sinn, gar nichts. Das war der Scotch, so sah's aus! Nur der Alkohol, sein steter Begleiter seit Jahren, der sich auf unangenehme Weise bemerkbar machte.

Kaltes Metall an Juniors Hinterkopf. »Klick«, hisste das Dad-Ding an seinem Ohr. Dann lachte es, als hätte es gerade den besten Gag der Welt gebracht.

Junior schrie. Rannte. Den Gang entlang, einfach weiter. Einfach weg. Er riss Türen auf, brüllte nach jedem Angestellten des Montecito, der ihm in den Sinn kommen wollte, fand aber niemanden. Bis …

»A.J.!« Da vorne! Gleich hinter der Biegung des Flurs, wo es zur Bühne des Ball Room ging, stand der Besitzer des Hauses, noch immer friedlich an seiner Zigarre nuckelnd, und studierte irgendwelche Papiere. Junior schrie, als wolle er sich die Lungenflügel aus dem Leib katapultieren. »A.J. hilf mir!«

Zunächst reagierte Cooper überhaupt nicht. Dann – ganz langsam und mit einem Lächeln, das an Bösartigkeit kaum noch zu überbieten war – drehte der stoppelbärtige Selfmademan, der sich vom Rinderzüchter aus Wyoming zum Casinoboss auf dem Strip hochgearbeitet hatte, den Kopf.

Cooper sah Junior an …

… wissend …

… verstehend …

… und nickte.

Einen Moment später spürte Johnny Fontane Jr. die eiskalte Hand des Vaters-der-nicht-sein-durfte auf seiner Schulter – und den Lauf der 459er an der Schläfe.

»Gute Nacht, Sohn.«
Und die Welt wurde schwarz.

Kapitel 2 – Schatten des Gestrigen

Erde, Florida, Gegenwart, 5. November 2271

Sie hatte das All bereist und Gefahren durchstanden, die die Vorstellungskraft eines Großteils der Angehörigen ihrer eigenen Spezies um Längen überstiegen. Sie hatte Opfer gebracht und Situationen durchlitten, die ihrer Seele Narben zugefügt hatten, von denen sie sich nie wieder erholen würde. Und sie hatte Menschen, Freunde, Kollegen – ja, Partner – sterben sehen – *sterben lassen?* –, weil der Moment es erforderte und das Universum nicht immer zweite Chancen gewährte.

All das und mehr hatte sie in vielen, vielen Jahren durchgemacht, ohne aufzugeben. Ohne zu kapitulieren, zu kneifen.

Doch in diesem Augenblick war Dana Frost, ehemalige Kommandantin der S.C.S.C. STERNENFAUST, bereit alles darum zu geben, einfach auf dem Absatz kehrt machen und fliehen zu können, solange es noch ging.

Denn das *wahre* Grauen, daran zweifelte sie nicht für einen Sekundenbruchteil, wartete jenseits dieser verschlossenen weißen Tür auf sie.

Der, an der sie soeben geklingelt hatte.

Der mit dem Namensschild FROST …

»Ja, bitte?«

Saito öffnete und sah aus wie immer. Weite, luftige Tuchkleidung in sommerlichen Farben. Das fast schneeweiße Haar ungezwungen zurückgebunden und zu einem losen Knoten gewickelt.

Das in Würde gealterte Gesicht freundlich, ohne Erkennen. »Kann ich etwas für Sie tun, Miss …?«

Dann kam die Erkenntnis. Und die eben noch fragenden Augen weiteten sich zu einem Blick des Entsetzens. Des Grauens.

»Hi Mom«, grüßte Dana leise und zwang sich zu einem Lächeln. »Sag mal, kann ich heute vielleicht bei dir pennen? Tonio und ich haben Krach …«

Die Erwähnung des Mannes, mit dem sie in jungen Jahren einmal verheiratet gewesen war, hatte ein Scherz sein sollen – immerhin sah Dana nun wieder aus wie damals –, schien aber an Saito Frost abzuprallen. Nein, schlimmer noch: Sie verstärkte ihre Verwirrung.

»K … Kind?«, stammelte Danas Mutter in einer Stimmlage, die sie gar nicht an ihr kannte. Panisch. »Kind, bist … du das?«

»In Fleisch und Blut«, antwortete Dana, breitete die Arme aus und drehte sich einmal um sich selbst, als wolle sie schlicht eine neue Frisur oder eine neue Bluse präsentieren. »Zumindest glaube ich das.«

*

Siebenundzwanzig war kein Alter für eine Frau, sondern ein Traum. Wie viele wünschten sich wohl, noch einmal so jung sein zu dürfen? Wie viele nutzten die Mittel der Gentechnik, der modernen Medizin und der plastischen Chirurgie, um sich mit einer Fassade falscher Jugend zu versehen? Und wie viele Männer mochten ebenso empfinden, handeln?

Dana wusste es nicht. Und es war auch egal. Sie wusste nur, dass sie alles eintauschen würde, um ihr altes Gesicht, ihren alten Körper zurückzubekommen. Den, der noch vor Wochenfrist der ihre gewesen war.

»Dabei ist das Paket nach wie vor dasselbe«, murmelte sie, während sie der rücklings auf dem weißen Sofa liegenden Saito sanft über die Stirn strich. »Nur die äußere Uhr wurde zurückgedreht.«

Und das vermutlich sogar dauerhaft.

Saito hob die Hand und strich Dana über die Wange.

»Sag mir genau, was passiert ist«, forderte sie überraschend gefasst, stützte sich auf und schob ihren Körper in eine halb sitzende Position zurück, ohne den Blick von Dana zu nehmen. »Denn ich gehe davon aus, das da geht nicht aufs Konto eines Genetic-Doktors.«

»Kein Genetic-Doktor«, bestätigte Dana und schüttelte den Kopf. *Zumindest nicht im herkömmlichen Wortsinn.*

Die nächste Stunde verbrachte sie damit, ihrer Mutter die Ereignisse der letzten Tage zu schildern. Über manches war Saito ohnehin informiert, weil Dana und sie per Funk in Kontakt gestanden hatten, aber das, was nach dem Durchbrechen der kosmischen Barriere geschehen war, war ihr neu. Und es war der Teil der Geschichte, auf den es wirklich ankam.

Um eine Heilung der Krankheit zu suchen, die sie befallen hatte, war Dana Frost mit der BEHRING zum »Auge des Universums« gereist. Doch anstatt die Hilfe und die Antworten zu finden, um die es ihr gegangen war, hatten sie und ihre Begleiter dort eine

Wirklichkeit erlebt, die die Grenzen ihres ohnehin recht weitläufigen Fassungsvermögens mühelos gesprengt hatte. Nicht alle waren von der Reise zurückgekehrt.

»Zellstabilisierung?«, wiederholte Saito, als Dana geendet hatte. Sie sah aus, als habe Dana gerade verkündet, fortan im Zirkus mit Wackelpudding jonglieren zu wollen.

»So hat die kleine Dana, die sich mir zeigte, es zumindest genannt. Medizinische Gerontologen haben aufgrund von RNS-Scans herausgefunden, dass meine Körper auf den Zustand einer Siebenundzwanzigjährigen *zurückjustiert* wurde. Mom, ich glaube, ich altere nicht länger.«

»Aber …« Wieder die Hand an ihrer Wange, eine zarte, nahezu ehrfurchtsvoll-ängstliche Berührung. »Aber warum?«

Dana zuckte mit den Achseln. »Um mich zu heilen? Mich zu ärgern? Mir zu zeigen, was *sie* kann und *ich* nicht? Wie wenig ich weiß? Keine Ahnung.« Sie schnaubte leise, ein verkümmertes Lachen. »Ich kann dir auch nur sagen, was ohnehin offensichtlich ist.«

Saito schluckte. Räusperte sich. »Und die Krankheit? Der Tumor?«

Die gegen Zyto-Nan-Rep immunen Glioblastome, die der eigentliche Auslöser der ganzen Odyssee gewesen waren.

»Verschwunden. Spurlos. Wie bei den anderen Genetics, die mit auf der BEHRING waren.«

Bei dem Wort Genetics hatte Saito kaum merklich zusammengezuckt. Dana seufzte innerlich, war doch genau das das Thema, das zu besprechen sie sich hierher aufgemacht hatte. *Um dich zu quälen, Mom. Sorry.*

»Was mich zum zweiten Grund meines Kommens führt«, sagte sie schnell. »Meine Krankheit. Sie befällt nur Genetics. Daher die Frage: Bin ich eine? Bin ich eine Genetic?«

»Unmöglich«, antwortete Danas Mutter. »Wir wären nie auch nur auf die Idee gekommen, dich genetisch zu verändern. Du warst gesund! Mehr interessierte uns nie!«

Dana nickte. »Die Genetics auf Einstein nutzen einen Imprägniercode bei der genetischen Resequenzierung. Es ist ein Imprint auf Quanten-Ebene, eine Art genetisches Wasserzeichen. Und genau dort, auf Einstein, hat man entdeckt, dass ich einst genetisch verbessert wurde. Und zwar noch vor meiner Geburt.«

Saito schüttelte den Kopf. Strähnen ihres weißen Haares fielen ihr in die Stirn. Nie zuvor hatte sie auf Dana so zerbrechlich gewirkt. So

verloren.

»Das muss ein Irrtum sein«, meinte sie schließlich. »Vielleicht hat man dich auf Einstein belogen!« Plötzlich … Erkennen in ihren Augen, nur ein Hauch. Der Verdacht einer Ahnung.

»Ja?« Dana sprang auf das Zögern ihrer Mutter an, wie ein Suchhund auf eine Witterung. »Was immer es ist, ich will es hören.«

»Nichts, Kindchen … Nur …« Saito hob die Schultern.

»Mom, ich klammere mich hier an Strohhalme! Von daher: raus damit.«

Abermals die Handbewegung. »Als ich mit dir schwanger war … Tom und ich befanden uns auf einer Reise, und … Es war nur ein dummer Unfall, aber wäre da dieser Arzt nicht gewesen … Nun, ich fürchte, dann hätten wir dich verloren.«

Dana hob die Brauen. »Dad und du wart also unterwegs«, fasste sie nur knapp zusammen. »Und dann?«

Saito ließ sich nicht länger bitten. Bereitwillig berichtete die Wissenschaftlerin von dem Unglück, bei dem sie sich derart gravierende Unterleibsverletzungen zugezogen hatte, dass nur ein kleines Wunder das Leben ihres ältesten, damals noch ungeborenen Kindes hatte retten können. Ein Wunder namens … »Tut mir leid«, sagte sie seufzend, »aber der Name des Arztes will mir einfach nicht mehr in den Sinn kommen.«

»Aber du bist dir sicher, dass er ein Genetic war?«

Saito sah sie Hilfe suchend an. »Dana, ich weiß ja kaum noch, dass die Sache überhaupt je passierte! Das ist alles über fünfzig Jahre her. Und war so schnell wieder erledigt. Nur ein kleiner Eingriff.«

»Aber keine Aufwertung? Sicher?«

Sie nickte. »Natürlich bin ich mir sicher. Du glaubst doch nicht, dass ich das vergessen würde, hätte der Arzt auch nur erwähnt, dich genetisch verändert zu haben. Und wie ich sagte: Tom und ich hätten so etwas niemals in Erwägung gezogen. Nicht bei dir, und auch nicht bei Tebia. Warum auch? Für uns wart ihr immer perfekt, so wie ihr wart!«

Bei der Erwähnung ihrer ein Jahr jüngeren Schwester, die mittlerweile als Chirurgin arbeitete, glücklich verheiratet war und zwei eigene Kinder hatte, bekam Dana kurz ein schlechtes Gewissen. Es war viel zu lange her, dass sie sich bei ihr gemeldet hatte. Doch sie verdrängte den Gedanken. Jetzt gab es Wichtigeres zu erledigen – und außerdem hatte sie für heute mehr als genug Familienmitglieder

schockiert.

»Kannst du denn definitiv ausschließen, dass es sich um einen Genetic handelte?«

Saitos Stirn war von tiefen Falten durchzogen, während sie sich zu erinnern versuchte. »Du vergisst, dass dies Jahrzehnte vor den Genetiker-Gesetzen war«, antwortete sie dann.

»Damals war das noch kein so heikles Thema wie heute. Genetische Optimierung war völlig legal. Und auch üblich. Nichtsdestotrotz hätte es niemals ein Arzt gewagt, eine Optimierung vorzunehmen, ohne die Erlaubnis der Eltern einzuholen.«

Dennoch wurde Dana Frost das Gefühl nicht los, der Wahrheit ein gewaltiges Stück nähergekommen zu sein. Und auf ihr Bauchgefühl hatte sie sich schon immer verlassen können. Nun war sie überzeugt: Als ihre Mutter mit ihr schwanger war, hatte ein Mediziner sie einmal behandelt. Er musste die Optimierung vorgenommen haben. Es musste einfach so sein. Auch wenn seine Motive völlig im Unklaren waren.

Hatte er nur heimlich eine neue Optimierungsmethode ausprobieren wollen? War es am Ende ein Fehlschlag? War das der Grund, weshalb Dana noch immer nicht wusste, was überhaupt an ihr optimiert worden war?

Eine andere Frage war: Wem war damit geholfen, die Wahrheit herauszufinden? Wofür sollte sie eine Spur verfolgen, die über fünfzig Jahre alt und vielleicht sogar nur ein Hirngespinst war?

Auf der anderen Seite die quälende Ungewissheit. Ungewissheit für den Rest ihres Lebens.

Und das kann noch recht lange dauern, rief sie sich ins Gedächtnis.

»Was hast du vor?«, fragte Saito und riss sie aus ihren Gedanken. »Ich seh's dir doch an der Nasenspitze an, dass du Pläne schmiedest.«

Dana lächelte matt. »Ich weiß es nicht, Mom. Vermutlich gar nichts. Was würde es schon ändern, jetzt noch nach Phantomen von damals zu jagen. Vielleicht sollte ich mich mehr um die Zukunft als um die Vergangenheit kümmern. Mit der Einstellung bin ich bislang jedenfalls immer recht gut gefahren.« Ihr Blick ging zum Fenster, vor dem sich die strahlende Sonne Floridas silbrig im Ozean spiegelte. Doch im Geiste war Dana Frost schon auf dem Weg zu den Genetics-Welten.

Kapitel 3 – Keine Chance!

Transalpha, Voraandir-System, bei Helemaii'nu

Es misslang.

Izanagi Narada musste Turanor nicht ins Gesicht schauen, um das zu ahnen. Er sah es direkt vor sich, auf den Anzeigen der KARALON VII, die ihn und den Anführer der Alendei von Karalon hergebracht hatte. Her – und ins Verderben!

Sie scheitern: Sie wagen alles, und sie scheitern.

Turanors Worte in seinem Kopf waren wie ein Faustschlag in die Magengrube. Der finale Hieb, mit dem der Gegner die Niederlage perfekt machte, wenngleich der Anführer der Alendei für den jungen Mann von der Erde längst so etwas wie ein Freund geworden war.

Die Displays und Sensoranzeigen beschrieben das Schauspiel in allen gnadenlosen Details. Jedes einzelne Schiff der Alendei, das sich derzeit im All bei Helemaii befand, wurde auf den Monitoren in einer schematischen Darstellung gelistet – mit Kennung, Angaben zum Antrieb, zur Bewaffnung und der regulären Besatzungsstärke –, und die elliptischen Linien hinter den einzelnen Gefährten machten ihre Flugbahnen deutlich, soweit sie der Bordcomputer in der Kürze der Zeit hatte projizieren können.

Ein Tele-Ring der Alendei. Nicht viele Außenweltler hatten einen solchen Anblick genießen dürfen. Izanagi schluckte.

Erst vor Kurzem hatten die Alendei einen Tele-Ring errichtet – mit verheerenden Folgen. Denn genau das hatte die Orphanen angelockt – Kunstwesen, einst erschaffen von den Toten Göttern, um die Galaxis zu schützen. Zu schützen vor der Gewalt biologischer Intelligenzen, die über zu viel technische Macht verfügten.

Was genau die Orphanen angelockt hatte, war unklar. War es der Tele-Ring gewesen? Die Schlacht mit den J'ebeem? Ein Verkettung all dieser Faktoren?

Sie würden es nun nie erfahren.

Die Sichelschiffe formten eine Art Kreis im All, so hatte er es gelernt, und aus der gedachten Verbindung zwischen ihnen wurde irgendwann eine faktische: ein dunkelrot glühendes Band der Energie, das von Sichel zu Sichel ging und den von ihm derart umschlossenen Bereich des Alls auf Wegen, über die zu fragen Izanagi

bisher nicht einmal in den Sinn gekommen war, zum Leuchten brachte.

So auch nun.

Atemlos beobachtete der Erdenbewohner, wie sich die Schiffe zwischen den beiden Planeten dieses Systems positionierten, ihren Ring formten und die ihm so fremde Technik zum Einsatz brachten, die doch wie Magie wirkte. Orangefarbenes Licht ging vom Zentrum des Kreises aus, den sie bildeten, und wurde zusehends heller. Fast war dem ehemaligen Christophorer, als könne er dieses Leuchten auf der Wolkendecke Helemaius gespiegelt sehen.

Der Schwesterplanet Helemaiu war das Problem, das nach dieser dramatischen Rettungsaktion verlangte. Seit der Katastrophe näherte sich Helemaii seinem Nachbarn und wurde von ihm beschleunigt. Schließlich würde Helemaii an seinem Zwilling vorbeischießen und ihn auf einer stark elliptischen Bahn umrunden. Diese Ellipse würde enger und enger werden und sehr bald zur Kollision führen. Jeder verstreichende Tag brachte die beiden Welten der Alendei einander näher, und nichts hatte bisher ausgereicht, diesen Zustand zu ändern und das scheinbar – *scheinbar?*, dachte Izanagi – Unvermeidliche aufzuhalten: die Zerstörung beider Planeten.

Schon jetzt, so wusste der gebürtige Japaner, plagten unerträgliche Wetterkatastrophen Helemaiu und machten einen Verbleib der dort heimischen Alendei nahezu unmöglich – und in jedem Falle lebensgefährlich.

Die Alendei hatten zwar längst mit einer Evakuierung nach TASO-26267-B begonnen, ein kleiner, aber bewohnbarer Planet, der etwa 90 Lichtjahre von Karalon entfernt lag, doch hieß das nicht, dass ihr Kampf gegen das Schicksal bereits zur Kapitulation geworden war.

Sie schaffen es nicht, erklang Turanors mentale Stimme in Izanagis Geist – wie stets, wenn er sich mit diesem optisch so menschenähnlichen, und doch so fremdartigen Wesen unterhielt. Alendei wie er waren nicht nur zur Telepathie fähig, sie hatten ihr auch längst den Vorzug vor verbaler Kommunikation gegeben. Zu Letzterer, so hatte die Vergangenheit gezeigt, waren sie gar nicht mehr in der Lage. Entsprechend schwierig erwies sich ihr Kontakt mit Vertretern nicht-telepathischer Völker. Wann immer Turanor es beispielsweise mit Mitgliedern der STERNENFAUST-Besatzung zu tun bekam, zu der Izanagi bisweilen zählte, brauchte er die Hilfe eines mental begabten Dolmetschers wie den ehemaligen Christophorer-

Mönch Izanagi.
»Was können wir tun?«, fragte Izanagi, ohne den Blick von dem Schauspiel zu nehmen, das vor ihm das All zum Strahlen brachte. Konnten sie überhaupt noch helfen?
Gute Frage, erwiderte sein Begleiter ungewohnt menschlich.
In diesem Moment brach die Hölle los.



Ohrenbetäubender Alarm. Warnlichter, die stakkatohaft aufblitzten – mahnende Vorboten des drohenden Unheils. Izanagi beugte sich über die Konsolen des Schiffes, versuchte den Lärm zu beenden und sich zu konzentrieren, doch er bekam die Bilder nicht aus dem Kopf. Vermutlich, weil auch Turanor an nichts anderes mehr denken konnte.
Der Ring zerbarst!
Eben noch hatte das Licht des von den Sichelschiffen der Alendei gebildeten Kreises das All hinter Helemaii zum Strahlen gebracht. Der Ring hatte einen Wirbel gebildet, mit dessen Kraft die Alendei die Abflachung der Ellipse, die Helemaii beschrieb, rückgängig zu machen versuchten.
»Es ist die Gravitation«, rief Izanagi über das Getöse hinweg, das die auf den Ring ausgerichteten Sensoren der KARALON VII nun veranstalteten. »Die Gravitationskräfte Helemaius kollidieren mit dem Strudel, den der Ring erzeugte, und reißen alle ins Verderben!« Fassungslos starrte der ehemalige Christophorer-Mönch auf die blinkenden Displays seiner Konsole. Er sah die wie im Wahn darüber gleitenden Anzeigen, las die vom Bordcomputer automatisch erstellten Analysen und begriff, was dort stand – nur *glauben* konnte er es nicht. Weil er es nicht wollte.
Das zu glauben, hieße, vor dem Tod zu kapitulieren.
Aus den Augenwinkeln sah er, wie Bewegung in die schematische Darstellung der Sichelschiffe kam. Sofort wandte er sich um. »Turanor! Sie … sie schmieren ab!«
Erfasst von den Kräften, die zwischen dem Ring und der abstürzenden Welt herrschten, verloren die ersten Sichelschiffe ihre Position. Es sah aus, als trudelten sie führerlos umher. Näher und näher an Helemaiu. Izanagi dachte an die Alendei an Bord, die sich verzweifelt gegen den Kontrollverlust wehren mussten. Gegen den

Untergang. Die Vorstellung war grauenhaft.

Schon kreuzten die ersten der wie führerlos gewordenen Sichelschiffe ihre Flugbahnen – und prallten gegeneinander! Gleißend helles Licht einer gewaltigen, lautlosen Explosion ließ die ewige Nacht erstrahlen.

Der Anführer der Alendei reagierte prompt. Ohne sich seinem Begleiter zu erklären, teleportierte Turanor aus dem winzigen Cockpit, das er sich mit Izanagi teilte. Der Japaner ahnte, wo sein Ziel lag. *Wir können den Ring nicht retten, aber vielleicht die Besatzungen der Schiffe. Hoffentlich …*

*

Die Luft roch nach verschmortem Kunststoff, verbranntem Fleisch. Turanor fühlte einen Brechreiz in sich aufsteigen, kämpfte ihn aber nieder. Seine Bedürfnisse mussten warten. Dies war nicht die Zeit, sich auf sich selbst zu konzentrieren – sondern auf die Nöte der anderen.

Der oberste Alendei war im Kommandobereich eines der beiden kollidierten Sichelraumer materialisiert – gönnte sich für einen Sekundenbruchteil den Luxus, Dank dafür zu empfinden, dort noch eine atembare Atmosphäre vorzufinden – und versuchte krampfhaft, sich in dem Chaos zu orientieren. Funken schlugen aus den Konsolen, bildeten nahezu die einzige noch verbliebene Lichtquelle im Raum. Dichter, schwarzer Rauch raubte Turanor fast die Sicht und schien sich einer erstickenden Decke gleich auf seine Lunge zu legen.

Auf dem großen Bildschirm, der in der zehn Meter breiten Stirnwand des Kommandobereichs eingelassen war, prangte der Tele-Ring. Zumindest das, was aus ihm geworden war. Turanor sah, wie sich immer mehr Schiffe von der Formation lösten, und wusste, dass dies nicht freiwillig geschah. Niemand floh dort. Sie verloren die Kontrolle über ihre Schiffe.

Es eilt, begriff er. *Länger halten sie den Kräften nicht stand, die an ihnen zerren.*

Wenn er nur finden würde, wonach er suchte …

Hektisch sah er sich um, ließ seinen Sinnen freien Lauf. Der bestialische Qualm erschwerte sein Vorhaben, doch Turanor kannte sich auf den Brücken von Sichelraumern aus und wusste, wo er das fünfköpfige Pilotenteam zu vermuten hatte. Ihre funktionalen Sitze

befanden sich etwa im Zentrum des Raumes – sofern sie nicht Opfer einer der Explosionen geworden waren, die seit dem Zusammenprall durch das Schiff gegangen sein mussten.

Als er näher kam, spürte er sie. Im Geiste nahm er die Präsenzen wahr, erkannte seine Artgenossen, ohne sie zu sehen. Es waren fünf, ja, doch für drei von ihnen kam jede Hilfe zu spät. Schmerz wallte in Turanor auf, Trauer über den Verlust und die Sinnlosigkeit dieses Todes. Diese Wesen hatten versucht, ihre Heimat zu retten, doch ihr Einsatz war gescheitert. Er brachte keinen Unterschied – und kostete sie trotzdem das Leben.

Die anderen zwei Besatzungsmitglieder atmeten zumindest, waren aber nicht mehr in der Lage, sich mit eigener Kraft aus der Gefahr zu befreien. Dem Aussehen nach bekamen sie kaum noch mit, was um sie herum geschah. Turanor hoffte, es wäre so. Die Gnade hatten sie verdient. Nahezu reglos hingen sie in ihren Sitzen, und das Blut zahlreicher Wunden strömte über ihre geschundenen Körper. Hätte Turanor sie nicht per Gedankenkraft gespürt, er hätte auch sie für tot halten müssen.

Turanor … Die Mentalstimme wirkte so schwach, dass er sich im ersten Moment nicht sicher war, ob sie nicht seiner Einbildung entstammte. Seinem Wunschdenken. *Turanor, nicht. Rette dich.*

Und überlasse euch dadurch dem Untergang? Nein, meine Freunde. Nicht, solange ein Herz in meiner Brust schlägt.

Mit wenigen Schritten war er bei ihnen, packte den ersten Piloten und schlang seine Arme um den Oberkörper des Verwundeten. Sein Schmerz wurde zu Turanors Schmerz, sein Leiden ein Echo der Qual im Geist des obersten Alendei.

Der Alendei war noch nie mit mehr als einer Person teleportiert und er wusste auch nicht, ob er dazu überhaupt in der Lage war. Doch Turanor zögerte nicht. Er musste funktionieren; zum Nachdenken war immer noch Zeit, wenn – falls – er dies überlebte.

Sofort wandte er sich nach rechts, wo er den zweiten Verletzten wusste, fand den Mann und hievte ihn sich über die andere Schulter. Die Last war viel zu schwer, als dass er mit ihr auch nur zwei Schritte hätte machen können, aber das musste er nicht. Stattdessen konzentrierte er sich auf sein Ziel.

Die Kraftanstrengung war unerträglich. Sein Kopf schien zu explodieren, als er schließlich … teleportierte.

Einen Sekundenbruchteil später verging das havarierte Sichelschiff in einem gewaltigen Feuerball.



Er schrie und wand sich vor Schmerzen, und Izanagi Narada war, als zerbräche sein Herz dabei.

Turanor.

Der Alendei hatte gekämpft wie ein Löwe. Die Piloten, die sich nicht mehr aus eigener Kraft von Bord ihrer Schiffe teleportieren konnten, verdankten ihm nun ihr Leben. Ihm, der dem Tod getrotzt und sich wagemutig zu ihnen begeben hatte, um sie aus der Gefahrenzone zu bringen. Die Kräfte, die zwischen dem zerstörten Tele-Ring und Helemaiu entstanden waren, hatten gut ein Drittel der Sichelraumer in Mitleidenschaft gezogen, sie aus ihrer Formation gerissen und unkontrollierbar ins All, auf die Planetenoberfläche oder in die Flugbahnen ihrer Begleiter trudeln lassen.

Es war ihm gelungen, einige zu retten. Doch selbst er vermochte keine Wunder zu vollbringen.

Turanor schrie.

Es war ein lautloser Schrei, stumm wie jegliche Kommunikation dieses Volkes, und doch war dem jungen Japaner, als höre er ihn von den Wänden der KARALON VII widerhallen, in das Turanor nach dem Ende seiner selbst auferlegten Mission zurückgekommen war. Izanagi hatte den Autopiloten aktiviert, ließ das kleine Gefährt in Eigenregie nach Helemaii reisen und zur Landung ansetzen. Nun wollte und musste er sich ganz Turanor widmen.

Izanagi wusste von der telepathischen Verbindung, die zwischen den Alendei bestand. Wie ein mentales Band zog sie sich von einem Bewohner Helemai'nus zum anderen, machte sie zu einer einzigen, großen Gemeinschaft im Geiste. Alendei konnten selbst über weite Strecken miteinander kommunizieren, da sie ihre Gedanken in die Ferne zu projizieren verstanden und stets die Stimmen ihrer Mit-Alendei im Kopf hörten. Es zählte zu den größten und grausamsten Strafen ihres Volkes, als Einzelner aus dieser Geistesvereinigung ausgeschlossen zu werden. Und wenn ein Alendei gewaltsam bei einem Unglück starb, teilten alle den Schmerz. Dann hallte die plötzliche Stille wie ein Echo durch das Bewusstsein der Alendei.

Heute waren einige gestorben.

Und der oberste Alendei – der, der Unmögliches versucht hatte, um das Schlimmste zu verhindern – litt Höllenqualen.

Izanagi wusste das.

Denn er teilte seinen Schmerz.

Kurz darauf verlor der Alendei das Bewusstsein. Izanagi atmete auf. Schweiß rann ihm von der Stirn.

Endlich hatte auch für ihn der Schmerz aufgehört.

Kapitel 4 – Das verlorene Paradies

Erde, Rom, 5. November 2271

Das Kolosseum war voll. Jeder Platz auf den Rängen war besetzt, und im Innenraum tummelten sich ebenfalls zahlreiche Besucher, standen Schulter an Schulter. Und warteten.

»Wann geht's denn endlich los?«, murrte Sara Alfonzo abermals und sah nach oben, wo die vergoldete Kuppel, die das alte Wahrzeichen der italienischen Metropole seit einigen Dekaden veredelte, die Menge vor der regnerischen Nacht beschützte, die draußen herrschte. »Schlimm genug, dass wir extra für diesen Mumpitz anreisen mussten. Aber dann auch noch warten?«

Tim Pennington schmunzelte und strich über das Aufnahmegerät in der Brusttasche seines karierten Kurzarmhemdes. Das Warten gehörte zum Journalistenleben, Sara wusste das genauso gut wie er. Ihr passte dieser Termin als solcher nicht – und irgendwo konnte Tim sie verstehen. Die Veranstaltung war so kurzfristig einberufen worden – und eigentlich keiner besonderen Erwähnung wert –, dass die beiden unterschiedlichen Kollegen von der *Global News Agency* schon mit anderthalb Beinen im Feierabend gewesen waren, als sie der Auftrag ereilte, von ihr zu berichten.

»Und überhaupt: Was verspricht sich die *GNA* davon?«, fuhr Sara mit typisch italienischer Sturheit fort und strich sich eine widerspenstige Strähne ihres kastanienbraunen Haares hinter das wohlgeformte Ohr. »Billige Demagogen findest du an jeder Straßenecke, wo sie auf irgendwelchen Seifenkisten ihren Sermon vom Stapel lassen. Dafür muss man nicht ins Kolosseum.«

»Schlechter Vergleich, Frau Kollegin«, tadelte Tim leise. »Deine Straßenprediger bekämen wohl kaum diese Bude voll. Wie viele Menschen fasst euer Wahrzeichen? Zehntausend? Zwanzig?« Es spielte keine Rolle, denn was immer hier heute geschah, würde per Liveübertragung in die ganze Welt gesendet – in Jetztzeit. Um das zu ahnen, musste Tim nicht einmal zu den Kameragleitern der auffallend zahlreich erschienenen Kollegen von der Weltpresse rüberschauen. »Dieser Cifaretto muss schon mehr zu bieten haben, um derart viel Volk anzusprechen.«

»Und ich kann dir auch sagen, was: billigsten Populismus.« Sara

machte keinerlei Anzeichen, ihre harsche Kritik zurückzunehmen, obwohl sie mittlerweile schon umstehende Mithörer mehr als tadelnd ansahen. »Ich war nie eine Freundin von *Pro Humanity*, und ich werde es in diesem Leben nicht mehr werden.«

Dass Sarah Windsors »Im Mittelpunkt: der Mensch«-Vereinigung Ausrichter des heutigen Abends war, ließ sich nicht verleugnen. Schon beim Einlass waren Tim die in entsprechend bedruckte T-Shirts gekleideten Helfer aufgefallen, und hier, im Innern des eigentlichen Kolosseums, prangte das Logo der nicht ganz unumstrittenen Interessengemeinschaft von nahezu jeder freien Wandfläche. Tim war nie ganz schlau aus *Pro Humanity* geworden. Im Grunde konnte man ihr keine rassistische oder rein xenophobe Orientierung vorwerfen, andererseits zog sie immer wieder Menschen an, die eben dieses Gemüts waren und daraus auch keinen Hehl machten. *Pro Humanity* wollte nach eigener Zielsetzung dafür sorgen, dass der Menschheit der »ihr zustehende« Platz im Universum nicht vorenthalten wurde. Wie ihre Anhänger dieses Ziel interpretierten – und mit welchen Mitteln sie es umzusetzen bereit waren – stand jedoch auf einem ganz anderen Blatt und hing nicht selten von der Interpretation des Einzelnen ab.

Tim wollte gerade zu einer Erwiderung ansetzen, da ging das Licht aus. Für einen Augenblick standen und saßen mehrere Tausend Menschen in völliger Dunkelheit, bis oberhalb der Bühne die Großbildschirme flackernd zum Leben erwachten. Die Bühne befand sich im Zentrum des Innenraums – ein vielleicht vier mal vier Meter messender, erhöhter und nach allen Seiten offener Quader, um den ein Kreis aus Absperrgittern und uniformierten Securityangestellten für den nötigen Abstand sorgte. Über ihr prangten vier 3-D-Monitore, die, gespeist von den hausinternen Kameras, das Geschehen auf selbigem Quader in alle Richtungen transportieren sollten.

Momentan aber … zeigten sie die Erde.

Zu leiser Musik lief eine Collage aus Film- und Fotoaufnahmen ab, beginnend mit einer Einstellung des Planeten selbst. Die Kamera zoomte heran, bis die Umrisse der Kontinente unter den Wolkenwirbeln deutlich zu erkennen waren, dann gab es einen Schnitt, und die Atmosphäre wandelte sich. Bilder von Zerstörung und Schmerz folgten. Aufnahmen, die vermutlich jeder bereits in den Medien gesehen, wenn nicht gar am eigenen Leib erfahren hatte{*}. Tim sah die Krater Central Londons, die qualmenden Ruinen des Pariser Studentenviertels Quartier latin, den rauchverhangenen

Horizont hinter dem Taj Mahal … Dann kamen die Quallenschiffe, die sogenannten Orphanen. Wieder verfolgte Tim die bekannten Aufnahmen und spürte, wie sich aller journalistischen Distanz und Professionalität zum Trotz ein Kloß in seinem Hals bildete.

Längst war es mucksmäuschenstill im Rund. Die Bilder taten ihre Wirkung, berührten die Menge. Machten sprachlos. Einzig die Musik schwoll an, und die Monitore erstrahlten plötzlich in gleißender Helligkeit. Eine Sekunde später war *er* da. Der Mann von den Plakaten.

»Buonasera«, grüßte Ralph Cifaretto, und die verborgenen Lautsprecher trugen seinen Gruß hinaus in die Halle – und in die Welt. Tim war überrascht, wie jung der Kerl wirkte, wenn man ihn einmal aus der Nähe betrachtete. Auch wenn die Retuschier-Projektionen sicher dafür sorgten, seine Haut jünger aussehen zu lassen, war er ein schmächtiger Bursche von maximal fünfunddreißig Jahren. Kurzes, aber nicht *zu* kurzes, schwarzes Haar, das ihm in lockerem Schnitt in die Stirn fiel. Freundliches Gesicht, geschwungene Brauen. Auf Kinn und Oberlippe etwas, das die Engländer als *five o'clock shadow* bezeichnet hatten, bevor die Weltsprache Solar eingeführt wurde: ein Schatten, der auf starken Bartwuchs hindeutete.

Cifaretto trug dunkle, eng anliegende Kleidung, wirkte aber keineswegs düster. Auf Brusthöhe prangte das Emblem, das auch schon die Plakate zur Veranstaltung geziert hatte: Leonardo da Vincis vitruvianischer Mensch.

»Guten Abend«, fuhr der Redner nun in Solar fort, »und danke, dass Sie gekommen sind.«

Sara murmelte irgendetwas. Es klang abfällig. Tim ignorierte sie, zog sein Aufnahmegerät aus der Tasche und aktivierte es. Sofort stieg das kleine technische Wunderwerk in die Luft und näherte sich der Bühne bis auf den vom Veranstalter zugewiesenen Abstand von zehn Metern, wo es seine Arbeit aufnehmen würde.

Cifaretto sah nach oben, als prange noch immer das Chaos auf den Schirmen, das die Erde vor Wochen heimgesucht hatte. »Es ist wieder geschehen, nicht wahr?«, fragte er leise. »Wieder wurde unser Planet, wurden *wir* mit Dingen konfrontiert, die jenseits unserer Kontrolle lagen. Jenseits unserer Vorstellungskraft.« Ein Kopfschütteln, langsam und nachdenklich. »Der Angriff der Orphanen. Die Meteore, die riesigen Kanonenkugeln gleich auf uns zurasten und nur mittels haarsträubend riskanter Abwehrmanöver von ihrem todbringenden

Weg abgebracht werden konnten. Und die Splitterstücke, die nach ihrer Vernichtung auf den alten, blauen Planeten niederregneten. Die Zerstörung brachten, Verheerung.«

Ohne dass er eine erkennbare Geste gemacht hätte, erschienen holografische Abbildungen weiterer Einschlagsorte über den Köpfen der lauschenden Menge. Dies, so erkannte Tim sofort, waren nicht die altbekannten Nachrichtenbilder. Winkel, Auflösung und Qualität der Aufnahmen machten deutlich, dass es sich um eigene, nicht minder professionelle handeln musste.

Cifaretto ließ sie unkommentiert. »Es heißt, die Erde sei ein Paradies. Das, von dem die alten Religionen als Idealzustand sprachen. Es heißt, wir hätten ihn erreicht. Krankheiten, die vor Jahrhunderten ganze Völker dezimierten, sind uns heute maximal noch aus den Geschichtsbüchern ein Begriff. Hunger, Umweltverschmutzung, Territorialkämpfe … Geister der Vergangenheit, allesamt.« Er war lauter geworden, schien aber plötzlich innehalten zu müssen und lächelte gequält. Dann fuhr er leiser, sonorer fort. »Schaut euch nur um, Freunde, wo immer ihr mir auch zuseht, und sagt mir: Ist das wirklich ein Paradies? Die Krater in Kairo, die zerstörte Golden Gate Bridge in Kalifornien, die glühenden Überreste des Ayers Rock? Sieht so die Perfektion aus? Der unveränderliche Idealzustand?«

Tim ahnte, was kam. Die ganze Präsentation war wie dafür gemacht. Und auch Sara schien ähnlich zu denken. »Ich glaub's ja nicht: Der kandidiert!«, raunte sie ihrem amerikanischstämmigen Kollegen zu. »Wart's ab. Keine zehn Minuten noch, und er kündigt seine Teilnahme am Rennen um den Vorsitz des Hohen Rates an.«

»Kannst du's ihm verdenken?«, flüsterte Tim zurück, wofür er prompt einen bösen Blick aus ihren bezaubernden blauen Augen kassierte. »Die aktuellen Ratsmitglieder bekommen derzeit so viel negative Presse, dass selbst der Virtofriend-Avatar eines Kleinkindes Chancen hätte, gewählt zu werden.« So langsam begriff er, warum seine und Saras Vorgesetzten unbedingt darauf bestanden, diesen Termin wahrgenommen zu wissen. *Einer mehr …*

»Wann hat das eigentlich angefangen?«, fragte Cifaretto. Er rang mit den Händen, wirkte aufrichtig ratlos. »Wann haben wir damit begonnen, die Schätze unseres Paradieses dem Chaos jenseits unserer Planetengrenzen zu opfern? Aufs Spiel zu setzen, was wir durch eigene Arbeit und besonnenen Geist erschufen – und warum? Um uns mit den Dronte zu befassen? Den Kridan? Um grausame Kriege zu

führen, die ohne unseren Vorstoß ins All nie geführt worden wären?«

Nicht schlecht, Bursche, dachte Tim anerkennend. *Du drückst genau die richtigen Tasten.*

Die großen Monitore zeigten Cifaretto in einer Nahaufnahme. Gesenkter Blick, sanfter Biss auf die eigene Unterlippe. Falls der Mann schauspielerte, merkte man es ihm nicht an. Und je länger Tim ihm zuhörte, desto weniger glaubte er, es mit einer Show zu tun zu haben. Ralph Cifaretto stand hinter seinen Worten, war überzeugt von seinen Inhalten. Die Tatsache, dass ihn bisher niemand unterbrochen hatte, deutete darauf hin, dass er damit nicht allein stand. Längst nicht!

Minuten verstrichen. Der überraschend charismatische Italiener sprach vom Weltall und seinen Gefahren, die er in den Ereignissen der jüngsten Erdvergangenheit wieder einmal bewiesen sah. Er fragte – sich, indirekt aber seine Zuhörer –, warum die Menschheit sich mit dem Unbekannten dort draußen befasste, wenn der Preis für diese Neugierde Blut, Tod und Zerstörung war. Warum sie ihre Zeit mit dem Fremden verschwendete, anstatt sich dem Nachbarn zu widmen. »Wir haben ein Paradies geschaffen«, wiederholte er mehrfach, »und dann gaben wir es auf. Gaben es *her*.«

Nur einmal meldete sich ein Zwischenrufer. Hunderte von Mündern pfiffen gegen ihn an, als er seine Kritik äußerte, doch Cifaretto bat sie, zu schweigen. Er wolle den Mann hören, sagte er, denn auch er, Cifaretto, sei nur ein Bürger, der das Glück habe, gehört zu werden.

Für einen Moment glaubte Tim, Cifarettos Felle davonschwimmen zu sehen, als der Störenfried die Vorzüge des Star Corps in Verteidigungsfragen betonte. Ohne Schiffe wie die STERNENFAUST hätten die Meteore der Orphanen die Erde ungehindert getroffen und sämtliches Leben auf ihr vernichtet. Ohne Raumfahrt kein Schutz.

Doch Cifaretto war geschickter, als Tim vermutet hatte. Mühelos – und überraschend aufrichtig wirkend – ging der junge Mann auf das Argument seines Gegners ein, gab ihm sogar recht. »Aber fragen Sie sich einmal, mein Freund, ob dieser Einsatz der STERNENFAUST und ihrer Helfer überhaupt nötig gewesen wäre, hätte die Menschheit stets nur vor ihrer eigenen Tür gekehrt. Fragen Sie sich nicht, ob es die Erde ohne das Star Corps noch gäbe – sondern ob es das *Quartier latin* ohne es noch gäbe!«

Applaus brandete auf. Ralph Cifaretto hatte seinen Punkt gemacht, und die Menge quittierte das, belohnte es. Sie fraß ihm aus der Hand – weil sein Schmerz auch der ihre war, tief in jedem von ihnen.

Es wurde ein langer Abend. Argumente wurden vorgebracht, Wunschträume thematisiert, und hinter allem stand Cifarettos Grundthese: Weniger war mehr. Zurück zu den Wurzeln. Zur Erde.

Als es vorbei war und die Abertausende zu den Ausgängen und hinaus in die römische Nacht strömten, packte Tim seine italienische Kollegin am Arm und bahnte ihnen beiden einen Weg durch die Menge. Er musste zum Quader, musste die eine Frage stellen, die ihm bereits seit Stunden durch den Kopf ging und die hier noch niemand formuliert hatte. Sein Aufnahmegerät surrte pflichtbewusst neben seinem Kopf, als Tim sich dem zum Backstage-Bereich geführt werdenden Cifaretto kurzerhand in den Weg stellte.

»Pennington, *GNA*«, stellte er sich kurz vor. »Eines noch, Signor Cifaretto, wenn Sie gestatten: Sie sprachen von der kriegerischen und defensiven Seite der irdischen Raumfahrt, aber was ist mit der Forschung? Wenn Sie in den Hohen Rat gewählt werden sollten, was kann das Star Corps erwarten?«

Cifaretto lächelte. Mit einer Handbewegung deutete er seinen wütenden Begleitern, zurückzubleiben. »Wer hat denn vom Hohen Rat gesprochen, Mister Pennington? Ich mit Sicherheit nicht.«

Nicht mit Worten, richtig, dachte Tim. *Aber wir wissen beide, dass deine Kandidatur nur noch Formsache ist. Ein kluger Kopf wie du macht so eine Show nicht ohne Eigennutz.*

»Was Ihre Star Corps-Frage angeht, kann ich Sie und Ihre Leser aber beruhigen: Natürlich würde ich – im hypothetischen Fall politischen Machterhalts – das Corps existent lassen. Die Erde braucht es zur Verteidigung. Auch der Schiffsverkehr zu den Kolonien wäre mir wichtig.« Cifaretto hob die Brauen und zwinkerte Sara zu, die daraufhin entrüstet schnaubte. »Natürlich heißt es dann immer: Was ist mit der Forschung? Der Erforschung des Raums? Was für ein schönes Wort, nicht wahr? Doch was heißt es?«

Wie ein Lehrer blickte Cifaretto in die Runde, als würde er auf Wortmeldungen warten.

»Was heißt forschen?«, wiederholte er erneut, nun ganz leise und sanft. »Forschen heißt doch nichts anderes als: unerlaubtes Eindringen in fremde Gebiete. Wir verletzen Grenzen! Wir provozieren! Wir verstoßen gegen Gesetze und religiöse Überzeugungen von Außerirdischen, nur, weil wir sie nicht verstehen. Meine Gegner behaupten gerne, ich sei gegen außerirdische Rassen. Ich hätte etwas gegen sie. Das Gegenteil ist der Fall! Ich möchte den Lebensraum außerirdischer Völker respektieren.

Ich möchte ihre kulturellen und religiösen Bräuche respektieren. Doch wie sollen wir das tun, wenn wir ungefragt in ihren Lebensraum eindringen? Indem wir Sonden und Kriegsschiffe schicken. Uns fremde Techniken anmaßen, die uns nicht gehören. Die wir nicht verstehen.«

Damit reichte er ihnen die Hand und ließ sich von seinem Gefolge aus schwarz gewandeten Anzugträgern aus der Halle geleiten. Die Bodyguards warfen Tim und Sara mehrere warnende Blicke zu, die ihnen mitteilen sollten, wie wenig sie von derartigem Kamikazejournalismus hielten. Und dass sie die beiden fortan auf dem Kieker haben würden.

Eine isolierte Menschheit, dachte Tim, während er mit Sara ebenfalls zu einem der Ausgänge schlenderte. *Ich frage mich, was das Star Corps davon hält …*

*

S.C.S.C. STERNENFAUST

Es war einfach nicht fair!

Ashkono Tregarde hatte gehofft, mit der Zeit käme die professionelle, sachliche Distanz zurück. Doch nun starrte er bereits eine geschlagene Viertelstunde auf die Auswertungen der Untersuchungen, die er und sein Team in den letzten Tagen durchgeführt und x-fach überprüft hatten, und wartete noch immer darauf, dass sich seine Einstellung änderte. Seine Abneigung gegenüber dem, was er da sah.

Wobei: War Abneigung nicht ein viel zu harter Begriff? Ashkono empfand zumindest keinen Widerwillen, wenn er dieser speziellen Tatsache ins Auge blickte. Er hielt sie schlicht für … nun ja, für unfair. Und wenn er sich richtig Mühe gab, gelang es ihm vielleicht noch, sich einzureden, diese Empfindung sei wegen *ihr*. Nicht wegen ihm.

Wegen Dana.

Siebenundzwanzig. Grundgütiger, rein optisch könnte sie meine Tochter sein …

Er seufzte leise, kontrollierte mit einem schnellen Blick, ob er auch wirklich allein in dem kleinen, an die Krankenstation der S.C.S.C. STERNENFAUST III angrenzenden Labor war, und aktivierte das

Kom-Panel vor sich. Es wurde Zeit, dass er der Arzt wurde, der er war. Und diesen ganzen anderen Quark, der durch sein Hirn schoss, beiseiteschob.

Mit geübten Handgriffen rief er Dana Frosts Eintrag in der Kom-Datenbank auf und befahl dem Computer, ihn mit seiner ehemaligen Kommandantin und noch immer engen Freundin zu verbinden. Sie erwartete den Anruf, daran bestand für ihn kein Zweifel. Dana mochte so tun, als könne sie mit der unfassbaren Veränderung ihres Körpers umgehen, doch tief in ihr sah es fraglos anders aus. Ashkono kannte sie zu gut. Ihn konnte sie nicht täuschen.

Die ersten Untersuchungen waren an Bord der BEHRING geschehen, mit der Dana, Meister William und andere zum sogenannten Auge des Universums gereist waren. Dann hatten sich weitere Tests auf der Erde angeschlossen – und so eindeutig ihre Ergebnisse auch ausgesehen hatten: Dana hatten sie nicht genügt. Mit der ihr eigenen Sturheit hatte sie darauf bestanden, dass Ashkono sich persönlich aller Unterlagen und genetischen Proben annahm und die Arbeit seiner Kollegen aus der Ferne überprüfte.

Das Emblem des Star Corps verschwand vom Display der Konsole und wurde von Danas Antlitz ersetzt, sobald die Verbindung stand. Die Dreiundfünfzigjährige sah aus, als sei sie eben erst aufgestanden. Ihr volles, schwarzes Haar war zerzaust und ihr jugendlich wirkendes Gesicht von dunklen Augenringen gezeichnet. In der Rechten hielt sie einen Becher, aus dem es heiß dampfte.

»Oh, Verzeihung. Habe ich Sie geweckt?« Verwundert fragte er sich, wie spät es in Florida sein musste. Und wie es Dana immer wieder schaffte, dieses selten gewordene schwarze Gebräu namens Kaffee aufzutreiben – eine verheerende Ansammlung von Gift-, Reiz- und Bitterstoffen –, das sie so gerne trank und auch jetzt offensichtlich wieder genoss.

Dana winkte ab und gähnte. »Nicht der Rede wert, Ash. Schön, dass Sie sich melden. Was macht das Schiff?«

Oha, Small Talk. Nun gut, auch er hatte eine Weile gebraucht, bis er für dieses Gespräch bereit gewesen war. Minuten vergingen, während derer Ashkono ihr das neueste Geschehen an Bord der STERNENFAUST schilderte. Insbesondere Captain Mulcahy schien Dana zu interessieren.

»Ich höre viel Gutes über ihn«, sagte sie.

Ash nickte. »Allerdings ist es für mich durchaus noch ungewohnt, wieder ein so junges Gesicht auf der Brücke zu sehen.«

Erst als der Satz seinen Mund verlassen hatte, begriff der leitende Mediziner des namhaften Schiffes, was er da sagte. Und was die Worte anrichten würden.

»Dana, ich …«

»Vergessen Sie's, Ash«, sagte sie überraschend heiter und winkte ab. »Es wird ohnehin Zeit, dass wir aufhören, um den heißen Brei zu reden. Sie haben Antworten für mich – und ich vermute, sie sind nicht von der Sorte, die ich hören will.«

»Das würde ich so nicht sagen«, widersprach er. »Dana, Sie haben aufgehört zu altern. Optisch und biologisch befindet sich Ihr Körper auf dem Stand einer Siebenundzwanzigjährigen.« *Einer äußerst attraktiven Siebenundzwanzigjährigen*, fügte er im Geiste hinzu, und nahezu sofort kam ihm die Sache mit der eigenen Tochter wieder in den Sinn und verdrängte den Gedanken. »Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich musste meinen Patienten schon schlechtere Diagnosen übermitteln.«

Ihr Schmunzeln beschränkte sich auf ihre Lippen. »Na, wundervoll.« Sofort wurde sie wieder ernst. »Die Erscheinung im Auge des Universums nannte das Phänomen *Zellstabilisierung*. Was heißt das, Ash? Bin ich jetzt … ich weiß nicht … eine Puppe, oder so etwas? Ein Lebewesen, dessen Körper sich nicht mehr entwickelt?«

Er verstand, was sie meinte. »Das ist arg vereinfacht ausgedrückt – und grundlegend falsch. Ihre Zellen teilen und erneuern sich nach wie vor, von einer Puppe, oder besser einem Stillstand auf biologischer Ebene kann also keine Rede sein. Nur altern sie nicht mehr. Das liegt an den unnatürlich hohen Telomerase-Werten in ihren Zellen, deren Ursache uns ein vollkommenes Rätsel sind.«

Dana blinzelte und rieb sich mit den Fingern über den Nasenrücken, als habe sie Kopfschmerzen. »Ich bin keine Medizinerin, aber kommt Ihnen das nicht auch kridanisch vor? Wie ist eine solche Stabilisierung biologisch überhaupt möglich? Die Alterung menschlicher Zellen wird doch von so vielen, auch außerkörperlichen Faktoren bedingt … Schon allein der Stress dürfte sich seit meiner … *Veränderung* nicht gelegt haben. Eher im Gegenteil.«

Nun war es an Ashkono, ihren Einwand wegzuwischen. »Übrigens nicht nur die menschlicher Zellen. Aber kommen Sie mir jetzt bloß nicht mit Freien Radikalen, Sirtuin-1 und ähnlichen Argumenten, an die Sie sich vielleicht noch aus dem Biologieunterricht erinnern. Hier geht es nicht um Wissenschaft und Wahrscheinlichkeit, Dana. Wenn ich sage, dass wir alle der modernen Medizin zur Verfügung

stehenden Mittel genutzt haben, um Ihren Zustand zu verifizieren, meine ich das auch so.« Er senkte seine Stimme ein wenig und sah seiner langjährigen Freundin direkt in die Augen. »Ihr Körper altert nicht mehr. Wie sich das auf die Zukunft und Ihr Erscheinungsbild auswirkt, kann ich nicht sagen. Und ja, gemessen an menschlichen Standards *ist* das ein Ding der Unmöglichkeit. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, etwas Derartiges schon einmal bei einem Menschen gesehen zu haben. Das macht es aber nicht weniger wahr.«

Mit einem leisen Zischen öffnete sich die Tür des kleinen Zimmers. Als Ashkono sich umwandte, sah er Chrissie Chang auf der Schwelle stehen. Die neue Laborangestellte hatte sichtlich nicht damit gerechnet, hier noch jemanden anzutreffen – und schien nun nicht zu wissen, wie sie sich verhalten sollte. »Oh, Doktor … Ich …«, stammelte sie. »Verzeihen Sie die Störung.«

»Schon in Ordnung, Chrissie.« Ashkono musste schmunzeln. Auch *das* war gelebte Biologie: Von der Situation überfordert und zwischen dem Drang, den Raum schnellstmöglich zu verlassen, und ihrer eigentlichen Absicht hin und her gerissen, war Chrissies Verstand für den Moment mit seinem Latein am Ende und ließ ihren Körper eine dritte Alternative ausprobieren: Er blieb stehen. *Klassisches Beispiel für eine Übersprungshandlung …* »Machen Sie einfach wieder hinter sich zu. Von außen.«

»Was?« Chang blinzelte, als erwache sie gerade aus einem Tagtraum. »Oh, ähm, natürlich, Doktor.«

Er sah noch, wie sie rot anlief. Dann schloss sich die Tür hinter ihr, und er war wieder allein mit seinem Kom-Panel. Und mit Dana Frost. »Aber das ist nicht die einzige gute Nachricht, die ich für Sie habe.«

Dana stieß abfällig Luft durch die Nase. »Gut? Meine eigene Mutter hat mich gestern Abend als Tochter und Enkelin in Personalunion bezeichnet. Möchten *Sie* sich den Schuh vielleicht anziehen?«

Ashkono lächelte. So wild die Situation auch wurde, Dana Frost behielt stets ihre Distanz. Das war eines der Geheimnisse ihres Erfolges. »Ich rede von Ihrem Tumor«, sagte er sanft.

»Weilt nicht mehr unter uns, richtig?« Sie sah ihm ins Gesicht und schien keine andere Antwort zu benötigen. »Ash, ich hatte eigentlich gehofft, Sie könnten mir *mehr* sagen als die irdischen Weißkittel. Stattdessen kochen Sie schlicht deren alte Suppen wieder auf.«

Für einen kurzen Moment überlegte er, ob die Bemerkung ihn treffen sollte. Tage der Forschung und der Reevaluation bereits getroffener Diagnosen als ergebnisloses Auf-der-Stelle-Treten zu

bezeichnen, war nicht unbedingt die Art Dank, mit der er für seine Mühen gerechnet hatte. Andererseits: Angesichts dessen, was ihr widerfahren war, hatte sich Dana Frost den ein oder anderen Ausraster mehr als verdient.

»Tut mir leid, wenn Sie das so sehen«, sagte er schlicht, »aber der Befund ist nun einmal eindeutig. Ihr Tumor ist verschwunden und Ihr Körper auf dem Entwicklungsstand einer Siebenundzwanzigjährigen – zumindest bis auf Weiteres. Wenn unsere Testreihe ein Indikator sein kann, wird sich beides in absehbarer Zeit nicht ändern. Sie haben eine zweite Chance für Ihre Jugend bekommen, Dana. Nutzen Sie sie.«

Stille kehrte ein. Dana schien ins Leere zu starren – an einen Ort, der außerhalb seines Blickfeldes lag. Ashkono ließ ihr die Zeit, das Gehörte ansatzweise zu verdauen. Wiedergewonnene Jugend klang wie ein Ideal, doch was, wenn es Wirklichkeit wurde? Niemand konnte erahnen, wie es tatsächlich in Dana aussah. Nicht einmal er.

»Okay, bleibt noch ein Punkt auf unserer Themenliste«, sagte sie schließlich und blickte wieder in die Kamera des Panels. »Die Markierung auf meiner rechten Wange.«

»Ach, das Wasserzeichen«, begriff er dann. »Verzeihen Sie meine Wortwahl. So haben wir es hier intern genannt, als wir die dazugehörigen Daten überprüften.«

Sie nickte bloß. Seit ihrer Begegnung mit der Wesenheit im Inneren des Auges des Universums war Dana Frost gewissermaßen gebrandmarkt. Auf ihrer ansonsten makellosen Wange prangte ein fremdartiges Symbol, dessen Design mit keiner irdischen Kultur oder bekannten künstlerischen Schule in Einklang zu bringen war. Selbst in den Datenbanken der STERNENFAUST und der GalAb, durch die Ashkono das Zeichen mit Shamar al Khaleds unkomplizierter »Hilfe auf dem kleinen Dienstweg« gejagt hatte, hatte sich keine Übereinstimmung gefunden. Niemand wusste, was das Zeichen bedeutete. Welchen Zweck es erfüllen mochte.

»Falls Sie wissen wollen, wofür es steht, muss ich Sie leider enttäuschen«, erklärte Ashkono dementsprechend zerknirscht. »Wir haben alles durchsucht, was wir an Unterlagen fanden, aber nicht einen Hinweis gefunden.«

Und das war nicht einmal das Merkwürdigste an dem Symbol, das einer Tätowierung gleich Danas Gesicht verzierte.

»Ehrlich gesagt, interessiert mich weniger die Bedeutung«, sagte sie fest. »Aus was besteht es?«

»Bedaure«, erwiderte er. »Es ist, wie Ihnen Ihre bisherigen Ärzte sagten:

Das Symbol ist mit bloßem Auge zwar mühelos zu erkennen, hält aber keinem Scan stand. Die Technik sagt, da sei nichts.«

Dana wollte gerade protestierend aufbrausen – was allein ihm schon zeigte, wie es wirklich um ihr Innenleben stehen musste –, als er die Hand hob.

»Aber Sie haben sich nicht an mich gewandt, um kein Wunder zu erhalten, richtig?«, fuhr er ungerührt fort. »Nun, ein kleines kann ich Ihnen bieten, wenngleich auch das Ihnen bereits bewusst sein mag. Dana, was Sie da erhielten, existiert – *auf einer anderen Quantenebene*! Es kostete mich einige Mühen, das Glück des Dummen und ein wenig Fantasie, aber mittlerweile habe ich alle Zweifel ausgeräumt: Das Wasserzeichen ist fraglos real. Nur nicht aus – und in – unserer Sphäre beheimatet.«

Die Auskunft schien ihr nicht zugefallen. Ashkono sah, wie Dana die Rechte zur Faust ballte. Mit wenigen, freundlichen aber bestimmten Worten dankte sie ihm für seine Hilfe, versprach sich bald wieder zu melden, und trennte die Verbindung.

Als das Emblem des Star Corps auf sein Display zurückkehrte, fragte sich Dr. Ashkono Tregarde, wohin Dana Frosts denkwürdiger Lebensweg wohl als Nächstes führte, und ob er ihr mit seinen Auskünften tatsächlich einen Gefallen getan hatte.

Zu seinem eigenen Leidwesen bezweifelte er es.



Einstein

Das leise Summen der Kom-Konsole riss Meister William Beaufort aus seiner Meditation und zurück in die Wirklichkeit. Blinzelnd sah er sich in der kleinen Wohnung um, die ihm in der größten Siedlung dieses Planeten als Quartier zur Verfügung stand, solange er Einstein besuchte. Eine kleine Platte mit Käsebroten stand nach wie vor unangetastet auf dem Tisch, die er sich vor Stunden als Abendbrot bereitet, an der er dann aber das Interesse verloren hatte. Laktosefreie Milchprodukte schmeckten ihm ohnehin nicht besonders.

William fuhr sich durch die widerspenstigen braunen Haare, erhob sich aus seinem Schneidersitz und trat zur Konsole, die neben dem

Tisch in die Wand eingelassen war. Kaum hatte er das Gespräch angenommen, erschien Dana Frost auf dem Monitor.

»Dana«, grüßte er erfreut. »Wie geht es Ihnen? Haben Sie schon erste Ergebnisse vorliegen?« Er wusste, dass sie zur Erde gereist war, um sich von Spezialisten des Star Corps auf Herz und Nieren untersuchen zu lassen. Er wusste aber auch, dass sie selbst nicht mit nennenswerten Ergebnissen rechnete – von einer Chance auf Umkehrung dessen, was ihrem Körper widerfahren war, gar nicht zu sprechen.

»Hallo Meister William«, sagte sie und lächelte. Es wirkte müde. »Ja, habe ich. Alles wie gehabt. Keine Antworten – nur Bestätigungen meiner Fragen und des Status quo.«

Der Christophorer-Mönch nickte. Für einen Moment erwog er, Dana auf das unfassbare Geschenk hinzuweisen, das ihr gegeben worden war, unterließ es aber. Zum einen hatte sie es nicht verdient, dass er sie an das Offensichtliche erinnerte. Und zum anderen: Dana Frost wirkte nicht gerade, als sähe sie ihr Schicksal als Geschenk an. Eher im Gegenteil.

»Was sagt Ihre Mutter? Über die mögliche Verbindung zu den Genetics, von der wir sprachen?«

Dana nickte. »Genau deshalb kontaktiere ich Sie, William. Saito sind noch ein paar Details eingefallen, die in Richtung Ihres aktuellen Aufenthaltsortes weisen könnten. Kurz gesagt, habe ich den Entschluss gefasst, ebenfalls nach Einstein zu reisen. Sie sind dort und, wie ich vermute, meine Antworten ebenfalls. Zumindest die Chance darauf. Ich bin die Fragen leid, wissen Sie? Es wird Zeit, die Initiative zu ergreifen.«

Ihren Worten mochte es an Sicherheit fehlen, doch in ihrem Blick sah Meister William die Dana Frost, die er kannte. Eine Frau, die kein Nein als Antwort akzeptierte, wenn die Situation auch Alternativen bot. Koste es, was es wolle.

»Wann treffen Sie hier ein?«, fragte er.

»Ich habe bereits die BEHRING kontaktiert und sie über den neuen Kurs in Kenntnis gesetzt. Sowie sie ablegt, bin ich an Bord. Wir sehen uns bald, William.«

Er nickte. »Und dann gehen wir dieser Sache auf den Grund.«

Diesmal war nicht ein Hauch von Müdigkeit in ihrem Lächeln zu spüren. »Ein für alle Mal«, sagte Dana Frost.

Kapitel 5 – Die Wand im Rücken

Solare Welten, Erde, New York

Downtown Manhattan sah aus wie ein Misthaufen. Hart schlugen die Regentropfen gegen die Scheibe von Vincents Hotelzimmerfenster, zogen nasse Schlieren über die glatte Oberfläche und verwandelten die Dächer und Straßen, die Holo-Reklamen, Personen und Fahrzeuge dort unten in eine einzige verschwommene Masse aus Braun.

Braun, wie es Adrics Haare gewesen waren.

Verflucht, wie lange denn noch? Vincent F. Taglieri, Rear Admiral des Star Corps und aktuell beurlaubter Kommandant der S.C.S.C. STERNENFAUST III, seufzte innerlich und lehnte seine Stirn gegen das kühle Glas. Der Tod gehörte zum Leben, und wer im Auftrag der Solaren Welten im All für Recht und Ordnung sorgte, lief mitunter schnell Gefahr, Leben *nehmen* zu müssen, um andere Leben zu *schützen*. Dieser Cifaretto, von dem die Nachrichten voll waren, hatte nicht mit allem Unrecht, was er so von sich gab.

Aber einen Jungen zu töten …

Adric war nicht der gewesen, für den Vince ihn hielt. Der so kluge und aufgeweckte stupsnasige Bursche, der seit einiger Zeit mehr oder weniger zur Besatzung der STERNENFAUST gezählt hatte, war letzten Endes zu einer Bedrohung geworden. Er hatte Crewmitglieder überwältigt, Herrschaftsabsichten geäußert – und sich als der geheimnisvolle siebte Orphane zu erkennen gegeben. Nur durch Vincents besonnenes – und, wie er sich manchmal, wenn die Nächte zu dunkel wurden, fragte: skrupelloses – Handeln waren die Katastrophe verhindert und die Erde gerettet worden. Doch die Vernichtung der Orphanen hatte auch Adrics Existenz gekostet.{*}

Und warum? Weil die letzte Chance, die das Adric-Wesen Vincent offeriert hatte, ihren Namen nicht verdiente. Adric – verdammt, wenn er nicht bald aufhörte, von ihm als Person zu denken, würde er *nie* darüber hinwegkommen! – hatte Vince angeboten, die Geschicke aller Lebewesen der Galaxis zu bestimmen. Zum ultimativen Herrscher zu werden. Zu personifizierter Macht. Vincent hatte abgelehnt – und war daraufhin mit der Prophezeiung konfrontiert worden, diese Entscheidung und ihre Folgen noch lange bedauern zu müssen.

Zumindest in dem Punkt hatte der Kleine nicht unrecht, dachte er nun, atmete tief durch und machte einen Schritt zurück. Er musste kein Psychologe sein, um zu verstehen, warum ihm diese Sache so nahe ging. Seit er Adric zum ersten Mal begegnet war, hatte er stets ein Stück von sich selbst in dem Burschen gesehen. Adric war nämlich so gewesen, wie er selbst in jungen Jahren. Vielleicht sah er in ihm sogar den Sohn, den das Schicksal ihm nie gegönnt hatte. Und als Adric starb, war Vincents Hand am Abzug gewesen. Hielt niemand anderes als er den Nadler.

Auf rationaler Ebene verstand Vince, dass er sich von Adrics äußerem Erscheinungsbild nicht täuschen lassen durfte. Er war kein Jugendlicher gewesen, dessen Leben erst begann. Sondern vielmehr ein uraltes, mysteriöses Wesen.

Aber vielleicht machte das es sogar noch schlimmer. Mit dem siebten Orphanen war nicht nur die Bedrohung der Erde vernichtet worden, sondern vermutlich auch unfassbares Wissen. Was mochte die Menschheit von einer Existenz wie Adric gelernt haben, wären die Umstände anders gewesen? Welche Weisheiten und Informationen hatte der vermeintliche Junge mit sich ins Grab genommen, unausgesprochen und ungenutzt? Sie würden es wohl nie erfahren.

So absurd es auch war, musste Vince wieder an diesen Landsmann aus Italien denken, von dem die irdischen Medien derzeit voll waren. Den, der die Weltraumforschung einstellen wollte – aus Angst vor dem großen Unbekannten da draußen. Vor Wesen wie Adric. Manche Menschen verstanden einfach nicht, dass zur Entwicklung immer auch Mut und Vertrauen dazugehörten. Alles andere war Stillstand, war der Tod.

Ein leises Summen riss Vince aus seinen Gedanken, die mindestens so trüb waren, wie das New Yorker Wetter. Der Türmelder. Vince hob die Brauen. Ein Besucher, hier? Es wusste doch kaum jemand, dass er in der Stadt war – geschweige denn, wo er sich aufhielt? Und überhaupt: Waren Hotelrezeptionisten nicht dafür da, ihre Hausgäste vor Bittstellern und anderen Störenfrieden abzuschirmen?

Mit wenigen Schritten war er an dem Eingang zu seiner Unterkunft im dreiundzwanzigsten Stock des New Plaza Hotels und horchte. »Wer ist da?«

»Der Weihnachtsmann, Taglieri«, drang die mürrische Antwort durch das edle Holz. »Und jetzt machen Sie auf und geben mir ein Handtuch, bevor ich mir hier draußen den Tod hole.«

Hätte Vince die Brauen noch weiter heben können, er hätte es

getan. Diese Stimme … Eindeutig: Da draußen stand Jasper Mitchell, der ehemalige Vorsitzende des Hohen Rats der Solaren Welten. *Der* Jasper Mitchell, der erst vor wenigen Tagen in Schimpf und Schande seines Amtes verwiesen worden war, weil die Weltöffentlichkeit Sündenböcke brauchte, um zu verarbeiten, was geschehen war. Und weil der Rat sich in dieser ganzen Sache nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatte. Seitdem rissen sich die Journalisten darum, Mitchell und seine ehemaligen Kollegen vor die Aufnahmegeräte zu bekommen. Bisher hatten sie aber nicht einmal herausgefunden, wo er untergetaucht war. Niemand wusste das.

Bis jetzt.

»Mitchell«, sagte Vincent Taglieri, als er die Tür öffnete und den Mann mittels Kopfnicken zum Eintreten aufforderte. »Handtücher sind im Bad. Oder sind Sie hier, weil die Fenster Ihrer eigenen Wohnung nicht hoch genug sind?«

Der letzte Kommentar hatte böser geklungen, als er beabsichtigt gewesen war, doch Vince ahnte, dass Mitchell in den letzten Tagen weit Schlimmeres gehört und ertragen hatte. Die Ereignisse um die Orphanen und Operation Pandora hatten viel mehr getan, als die Erdbevölkerung auf die Barrikaden zu treiben. Sie hatten einen planetenweiten Mob erzeugt, der nach juristischen Folgen schrie. Nach einer Bestrafung der Verantwortlichen – und *das* war ein Schuh, den sich der Rat hatte anziehen *müssen*. Erst recht, nachdem das Erdkapital kurzzeitig nicht mehr zur Verfügung gestanden hatte.

»Mitnichten, Taglieri«, antwortete Mitchell unbekümmert und trat in den offen stehenden Nebenraum, um sich eines der weißen Frotteetücher zu greifen und sich den regennassen Kopf abzuwischen. »Wenn, dann würde ich mich von der Grünen Gurke stürzen. Wäre besser für die News-Channels. Allerdings würde die heiße Luft, die all die selbst ernannten Politikexperten da draußen derzeit so verzapfen, mich wohl in die Himmel steigen lassen.« Er lächelte, scherzte offenkundig.

Mittlerweile war Vince zum Nahrungsverteiler gegangen und gab eine Zahlenkombination ein. Schließlich füllte er zwei Gläser mit einer farblosen Flüssigkeit. »Wenn es nicht die Sehnsucht nach dem Freitod ist, die Sie zu mir führt, was dann?«

Mitchell nahm das dargebotene Glas mit dem edlen, klaren Tresterbrand und leerte es in einem Zug.

Hypnohol, ging es ihm durch den Kopf. *Und zwar sicher nicht mehr in einer legalen Konzentration.*

»Die Sehnsucht nach Ordnung.« Unaufgefordert trat er zur geschmackvollen Couch, die die Zimmermitte dominierte, ließ sich darauf fallen und deutete auf den in die gegenüberliegende Wand eingelassenen Monitor. »Haben Sie in letzter Zeit mal die Nachrichten gesehen?«

»Wer nicht?«, erwiderte Vince leicht ungehalten. Der Zweck dieses Besuches entzog sich ihm, und allmählich wurde er wütend. »Ich warne Sie, Jasper. Sollten Sie gekommen sein, um sich bei mir darüber auszuheulen, wie unfair die Presse mit Ihnen umspringt, können Sie gleich wieder gehen. Ich eigne mich nicht zum Therapeuten.« *Vor allem nicht, wenn ich genug mit meinen eigenen Dämonen zu tun habe*, fügte er in Gedanken hinzu.

Mitchell blinzelte verwirrt. »Was? Ach, Blödsinn. Das doch nicht. Ich meine Ihren italienischen Landesgenossen.« Er breitete theatralisch die Arme aus, hob die Stimme. »Den großen Ralph Cifaretto, Beweger der Massen, Mann des Volkes und seit heute Morgen auch offizieller Kandidat für das Amt des Vorsitzenden des Hohen Rates der Solaren Welten.«

Vince wusste nicht, worüber er mehr verwundert sein sollte: über Cifarettos Kandidatur, die ihm – wenngleich er sie erwartet hatte – bisher unbekannt gewesen war, oder über Mitchells erschreckend unverhohlene – und inakzeptable – Ausdrucksweise. »Was ist mit ihm? Trauern Sie Ihrem Posten nach?«

Mitchell lachte ungläubig und roch an seinem leeren Glas, obwohl es völlig geruchlos war. »Was mit ihm ist? Kommen Sie, Taglieri – erzählen Sie mir nicht, der Kerl sei Ihnen egal! Ich kenne Sie doch, Mann! Sie sind ein Macher, genau wie ich. Einer, der sich sorgt. Der gar nicht anders kann, als sich einzumischen, wenn die Dinge aus der Spur geraten.«

»Ich weiß immer noch nicht, was Sie hier suchen, Mitchell«, log Vincent, denn die Ahnung, die ihm allmählich kam, gefiel ihm ganz und gar nicht.

»Ich suche *Sie*, Mann!«, antwortete Jasper Mitchell unumwunden und hielt ihm das leere Glas hin. »Und da ich Sie hiermit gefunden habe, suche ich einen Nachschlag Ihrer offensichtlich sehr ausgefallenen Syntho-Geschmacksrichtung, wenn Sie gestatten.«

Vincent nahm das Glas, füllte es erneut und seufzte innerlich. Irgendetwas sagte ihm, dass seine *wahren* Probleme gerade erst begannen.

*

»Nur ein paar Reden. Mehr verlange ich doch gar nicht.«

Jasper seufzte. Warum war das so schwer? Taglieri streifte durch das geräumige Zimmer wie ein Tiger durch seinen Käfig – angespannt. Ein eingesperrtes Tier, das jederzeit zum Angriff übergehen konnte.

Abermals nahm der ehemalige Ratsvorsitzende – und wie ungewohnt das klang – einen Schluck von seinem Synthodrink, leerte das Glas und schenkte sich umgehend großzügig nach.

»Nur ein paar Reden, ja?«, fragte der Admiral schließlich. »Kommen Sie, Mitchell, das können Sie Ihrer Großmutter erzählen. Ich … ich eigne mich nicht für politische Gastauftritte. Und ich lasse mich nicht vor irgendjemandes Karren spannen.«

Himmel, war der Mann tatsächlich so schwer von Begriff? »Welcher Karren denn? Taglieri, mir geht es hier nicht um Rache oder den Versuch, durch geschicktes A-la-bande-Spiel zu alter Macht zurückzukehren. Ich scherzte nicht, als ich Ihnen sagte, es sei mir egal. Mit *der* Ära meines Lebens habe ich abgeschlossen – ob Sie das glauben oder nicht.«

Taglieri stieß Luft durch die Nase aus. Es klang wie ein verendendes Lachen. »Ach, ja?«

»Ihre Skepsis in allen Ehren, Mann«, beharrte Jasper und fuhr sich mit den Fingern durchs Gesicht. Sturheit machte müde. »Aber glauben Sie wirklich, die Ereignisse der vergangenen Tage hätten mir die Freude an diesem Amt nicht vergällt? Dieser Beck von *GNA 1* verglich mich gestern Abend zur besten Sendezeit mit einem Morax-Sklavenhändler. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich habe seine sogenannte Argumentation nicht mal ansatzweise verstanden. Aber sie ging über den Sender, wurde weltweit gesehen. ›Mitchell behandelt die Menschen wie Sklaven!‹« Er seufzte. »Wissen Sie, Taglieri … Es kommt der Moment, ab dem wird Ihnen einfach alles scheißegal. Für mich ist er seit gestern Abend erreicht.«

»Wieder falsch«, brummte der Sizilianer. »Wäre dem so, säßen Sie jetzt nicht in meinem Hotelzimmer.«

Jasper lächelte. »Da könnten Sie recht haben …« Als Taglieri schwieg, fuhr er fort: »Also nochmals: Ich will Sie hier nicht zum neuen Superstar aufbauen. Zum einen könnte ich das gar nicht, weil mein Name und mein Wort in politischen Kreisen nichts mehr gelten.

Zum anderen weiß ich sehr wohl von Ihrer beruflichen Vergangenheit *vor* der STERNENFAUST und kann mir vorstellen, dass es Sie nicht gerade reizt, die Brücke eines Raumschiffs wieder gegen Büros und Konferenzen einzutauschen.«

Taglieri kippte sein Glas in einem Sturz herunter. »Da könnten *Sie* recht haben«, brummte er dann.

»Aber wir dürfen diesem Cifaretto nicht freie Bahn lassen«, beharrte Jasper. »Der Kerl verzaubert die Massen mit seiner Mischung aus politischem Kalkül und Mann-Des-Volkes-Mentalität. Der hat Chancen – mehr als das: Wenn Sie mich fragen, hat er die Wahl schon so gut wie in der Tasche, seinem ach-so-bodenständigen Image sei Dank. Und Sie haben gehört, was aus dem Raumfahrtprogramm werden soll, wenn dieser Typ das Sagen hat.«

Taglieri nickte, setzte sich. Der Tiger schien ruhiger zu werden. »Drastische Reduzierung der Flottenstärke, Einsätze nur noch zu Verteidigungszwecken«, zählte er die bekannten Fakten auf. »Keine Forschung mehr.«

Jasper lehnte sich in die Sofakissen zurück und sah sein Gegenüber an. »Keine Forschung mehr«, wiederholte er. »Ich kann nicht für Sie sprechen, Vincent, aber meiner Ansicht nach war die Forschung immer Kern des Star-Corps-Auftrags. Der Reiz des Alls liegt für mich in seiner Fremdartigkeit. In dem, was dort draußen auf uns wartet. In den Chancen, die es uns bietet, wenn wir sie nur finden und erkennen.«

Der Regen prasselte inzwischen wie wild gegen die Scheiben und verzauberte das jenseitige Manhattan in unförmige Schemen aus Wasser und Farbe. Wenngleich er ihn nicht hören konnte, ahnte Jasper, dass der Atlantikwind wieder durch die Straßenschluchten peitschte, unerbittlich und zielstrebig. Und auch wenn nur die Wetterkontrolle ihn zuließ – er war dennoch eine Naturgewalt. Er erinnerte ihn an Cifaretto. Man brauchte Mauern, um derartige Winde aufzuhalten.

Sei meine Mauer, Taglieri. Verflucht, sei meine Mauer.

»Nur ein paar Reden«, sagte der Admiral leise, und Jasper wusste mit einem Mal, dass er ihn hatte. Dass Taglieri an Bord war.

»Nicht mehr als das. Seien Sie ein Gegenentwurf zu Cifarettos Persona. Als Kommandant der STERNENFAUST bringen Sie das nötige Renommee und den nötigen Leumund automatisch mit. Die Leute werden Ihnen glauben, Vincent. Sagen Sie Ihnen, was Raumfahrt *wirklich* bedeutet.«

Taglieri stand so abrupt auf, dass Jasper zusammenzuckte. »Als Kommandant der STERNENFAUST«, wiederholte der Sizilianer aufgebracht. »Gerade ich soll der Erdbevölkerung vom Frieden des Weltalls erzählen, ja? Welcher Frieden soll das sein, Mitchell?

Was genau soll ich denn sagen? Wie man Vernichtung und Zerstörung über die eigene Besatzung bringt? Wie man sich in ausweglosen Situationen für das falsche Falsche entscheidet und dann mit den Folgen leben muss?« Seine Stimme war wie ein Messer, das sich unerbittlich ins Fleisch bohrte, und in seinen Augen glaubte Jasper Zorn und Verachtung zu sehen. »Wissen Sie, Mitchell, vielleicht liegt Pro Humanity gar nicht so völlig daneben. Vielleicht sind wir wirklich besser dran, wenn wir Vogel Strauß spielen und von nun an ausschließlich vor der eigenen Haustür kehren. Die Toten der letzten Wochen zumindest würden mir da sicher zustimmen …«

Jasper schluckte. Er hatte sich geirrt – in seiner Interpretation von Taglieris Reaktionen und in Taglieri selbst. Dieser Mann war alles, nur nicht der Gegenentwurf, den er brauchte, um Cifarettos Thesen ins rechte Licht zu rücken. Stattdessen war er … ja, traurig. Verletzt. Leidend.

»Es tut mir leid«, sagte Jasper leise und sah seinen Gastgeber aus großen Augen an. »Wirklich, ich … ich hätte Sie nicht behelligen sollen.«

»Verdammt richtig.« Taglieri griff erneut zur Flasche, schenkte sich sehr großzügig ein, trank.

»Ich finde selbst hinaus«, murmelte Jasper und ging. Das abfällige Brummen, mit dem Taglieri seinen abrupten Aufbruch quittierte, wirkte auf ihn wie das Fauchen eines eingesperrten Tigers.

*

Helemaii

Es ist vorbei.

Talambraas Aussage hallte durch den Gedankenbund wie das Echo eines Todesschreis – gespenstisch, tief bewegend, eindringlich. Turanor musste seinen Begleitern nicht in die grünen Augen mit den katzenartigen Pupillen schauen, um zu wissen, dass auch sie so empfanden. Drei tote Alendei. Wie sollten sie sonst urteilen?

So darfst du nicht denken, Talambraa, versuchte sich Kamior an einer

Gegenwehr, doch alle Anwesenden wussten, dass aus dem Koordinator der so kläglich gescheiterten Operation mit dem Tele-Ring weitaus mehr Trotz denn Hoffnung sprach. Gab es überhaupt noch Hoffnung?

Drei Tote. Die Lücke, die die gefallenen Sichelraumer-Piloten in der geistigen Gemeinschaft der Alendei hinterlassen hatten, war wie eine körperliche Wunde für alle. Egal, wie sehr sich Turanor und seine Gefährten anstrengen und daran glauben mochten, dass nur der Blick nach vorn sie vor dem drohenden Weltuntergang bewahren konnte, blieb der Schmerz bestehen, überlagerte alles. Er war wie ein wildes Tier, das sich siegessicher seinem wehrlosen Opfer näherte: Zuerst raubte er den Mut, und dann den Lebenswillen – und zurück blieb nur Resignation.

Die Gruppe der Fünf, die an diesem stürmischen Nachmittag in Helemaiis größter Siedlung zusammengekommen war, um das weitere Vorgehen zu besprechen, war nicht minder eklatant gescheitert, als es Kamiors Unterfangen beschieden gewesen war. Anstatt das Geschehene hinter sich zu lassen und im Jetzt und Hier nach verbliebenen Optionen zu suchen, hatten sich Talambraa, eine der führenden Heilerinnen Helemaiis, Militärvertreter Gandaaro, Leilanii, die bedeutendste Chronistin der Alendei, und Turanor selbst von der Katastrophe beeindrucken lassen, derer sie alle unlängst Zeuge werden mussten. Und von dem Loch in der Gedankengemeinschaft der Alendei. Der Lücke, wo keine sein durfte.

Im Volk der Alendei kam es einer entsetzlichen Strafe gleich, aus dem geistigen Verbund ausgeschlossen zu werden, der die Gesellschaft prägte und alle Bürger miteinander verband. Es gab niemanden, der so etwas nicht merkte – und bedauerte –, wenn es geschah. Geschehen *musste*.

Auf die andere Seite zu gehen machte da keinen Unterschied.

Ach, nein? Talambraa sah den neben ihr auf dem kargen Boden sitzenden Alendei scharf an. *Ich bedaure zuzugeben, dass meiner Weisheit Grenzen gesetzt sind, Kamior. Solltest du noch Alternativen zur drohenden Kapitulation sehen, so lasse mich an ihnen teilhaben. Ich sehe keine.*

Der Sarkasmus stand ihr nicht, half nicht. Dennoch wagte es niemand, sie deswegen zu kritisieren. Jeder der Anwesenden wusste, dass dafür kein Grund existierte. Talambraas Worte mochten beißend sein, doch sie formulierte nur, was ohnehin alle dachten.

Einzig Gandaroo wagte eine Bemerkung. *Kapitulation ist ein harter*

Begriff, Talambraa. Wir fügen uns nur dem, was uns von Mächten außerhalb unserer Einflussnahme auferlegt wurde, und …

Wie sonst willst du Kapitulation definieren?, unterbrach sie ihn tadelnd und ungeduldig. *Das Volk der Alendei steht mit dem Rücken zur Wand, seit sich die beiden Schwesterplaneten einander nähern. Mittlerweile sind sie sich so nah, dass Naturkatastrophen auf den Planetenoberflächen die Norm und nicht länger eine Ausnahme darstellen. Ganze Landstriche stehen unter Wasser, während anderswo Stürme über die Länder ziehen oder unvergleichliche Dürrephasen dem Boden jegliches Wasser, jedwede Fruchtbarkeit rauben. Die Mächte, von denen du sprachst, legen uns keine Last auf – sie rauben uns unseren Lebensraum, vernichten unsere Kultur und zwingen uns, Kinder der Umstände zu werden, die sie erschufen. Was daran ist* keine *Kapitulation?* Ihr Schmerz war offenkundig. Er schwang in jeder Regung, jedem Gedanken mit wie Verwesungsgeruch, der sich nicht abwaschen ließ.

Gandaroo schwieg. Sein Blick ging zu Boden. Turanor glaubte, er habe erst jetzt wirklich begriffen, was Kapitulation war – und setzte dieses Wissen umgehend in die Tat um.

Der Tele-Ring hat Helemaii nur unwesentlich verlangsamen können, wiederholte der Anführer der Alendei, was alle längst wussten. *Wir haben Zeit gewonnen, doch zu wenig, um das Unterfangen als nennenswerten Erfolg zu verbuchen. Und es kostete uns Freunde, Gefährten, Leben. Ist es nicht angebracht, dass wir uns endlich dem Morgen zuwenden? Dass wir beratschlagen, wie fortan zu verfahren ist? Die Wand in unserem Rücken, von der du sprachst, Talambraa, mag vorhanden sein. Doch heißt das nicht, dass uns auch jeglicher Weg nach vorn verwehrt ist.*

Turanor hat recht, schaltete sich Leilanii in die so trübsinnig gewordene Unterhaltung ein. *Bei allem Schmerz dürfen wir nicht aus den Augen lassen, was für uns auf dem Spiel steht. Resignation bringt keine Lösungen, sondern nur den Tod.*

Und der einzige Weg, der uns noch bleibt, führt ins All. Gandaroo schien seine Schlappe von vorhin verwunden zu haben. In seinen Augen brannte wieder das Feuer der Entschlossenheit, das Turanor während der letzten Stunden an ihm kennengelernt hatte. *Wir müssen Helemaii'nu verlassen, wenn unsere Zivilisation weiterexistieren soll. Ein anderer Planet mag uns neue Heimat werden, denn die alte kann nicht länger Leben beherbergen. Lasst uns unsere Energien fortan einzig in die Evakuierung stecken, auf dass wir so viele Alendei von hier erretten, wie es die Umstände uns noch zugestehen.*

Talambraa nickte stumm, doch Leilanii wirkte, als wünsche sie sich mit einem Mal ganz weit weg. *Gib kund, was dich bedrückt*, forderte Turanor ihn auf. *Und keine Scheu. Wir sind lang schon des Stadiums verlustig, in dem ein Vorschlag noch mit Spott bedacht werden konnte, sei er auch noch so unpraktikabel. Dem Hilflosen ist jeder Einfall kostbar.*

Und ich wünschte, ich könnte mit einem solchen aufwarten, großer Turanor, erwiderte der Weltraumforscher betrübt und sah seinen Anführer entschuldigend an. *Doch was mir anzumerken bleibt, so fürchte ich, nimmt den letzten Wind aus den Segeln unserer Diskussion.*

Gandaroo stützte den Kopf in die Hände und atmete tief aus. *Die Planetenthese. Warum überrascht mich das nicht? Verzeiht meinen Unmut, doch derartige Hirngespinste bringen uns ebenfalls nicht weiter, oder?*

Turanor schluckte und ahnte, was kam.

Mir ist bekannt, dass kaum Fakten vorliegen, zu untermauern, was mich umtreibt, fuhr Leilanii fort. *Und doch sagen Instinkt und Logik mir, den Einwand nicht gleich wegzuwischen. Die Alendei sind, was sie sind, weil ihr Wesen und ihre Kultur im All ihresgleichen sucht. Unsere Art, unser Gedankenbund, die uns eigenen telepathischen Talente … Welches Sternenvolk kennt ihr, das ähnliche Fertigkeiten entwickelte? Selbst die Menschen, optisch und biologisch durchaus uns ähnlich, sind in diesem Aspekt kein Vergleich zu uns.*

Na und? Welchen Schluss ziehst du aus dieser Feststellung? Gandaroo machte nicht den Eindruck, sich auf den Ansatz des Weltraumforschers einlassen zu wollen. *Kann nicht die Natur ihren Launen frönen, wie's ihr beliebt? Hier eine Rasse gestalten, dort eine andere?*

Leilanii lächelte schwach. *Natürlich kann sie, guter Gandaroo. Doch frage dich einmal, nach welchen Regeln! Ist es nicht eben diese Natur, die die Entwicklung einer Art bestimmt? Prägt nicht Umgebung Aussehen und Talent des Einzelnen?*

Du sagst also, die Einzigartigkeit der Alendei, so wir sie denn vorauszusetzen wagen, sei durch die Beschaffenheit Helemaii'nus bedingt?, hakte Turanor nach und packte den Einwand des Wissenschaftlers in konkretere Worte.

Abermals das entschuldigende Lächeln. *Nein, Turanor, das würde ich nie wagen. Ich sage nur, dass wir die Möglichkeit nicht außer Acht lassen dürfen. Evakuieren wir die Welten, die uns Heimat waren, seit unsere Art erstmals das Licht der Sonne erblickte,* so *riskieren wir gleichsam, aufzugeben, was uns im Kern ausmacht. Sind wir noch Alendei, wenn*

unsre Wurzeln dem Boden entrissen werden, der ihnen den einzigartigen Alendei-Nährstoff bietet?

Gandaroo schüttelte vehement den Kopf, doch Talambraa schien ihr Entsetzen auf eine neue Stufe erhoben zu haben. Turanor musste ihr nur ins Gesicht sehen, schon wusste er, dass sie dem Forscher jedes seiner blumigen Worte glaubte und die Planetenthese, ein schon weit vor der Katastrophe durch die wissenschaftliche Welt Helemaii'nus kursierendes Konzept, ebenfalls verinnerlicht hatte.

Wenn das stimmt, gibt es gar keinen Ausweg mehr, dachte sie erschüttert. *Dann bringt die Flucht uns um, wie es das Bleiben tun wird.*

Turanor seufzte. *Die Basiru-Aluun, die wir um Hilfe baten, schweigen weiterhin. Auf ihre Unterstützung dürfen wir nicht hoffen.*

Und nun?, fragte Talambraa schwach. Ihr Blick war trüb geworden, ging zu Boden.

Und nun sehen wir nach vorne, antwortete er. *Endlich. Auch wenn die Flucht uns neue Risiken bringt, so ist sie doch die Beste der schlechten Alternativen. Wir ziehen fort, verlassen Helemaii'nu. Ich werde schauen, ob ich uns nicht andernorts Unterstützung organisieren kann.*

Schweigend nickten die anderen, und ebenso schweigend löste sich die so unzeremoniell abgehaltene Notversammlung auf. Die Entscheidung war gefallen. Und die Logik ließ keine Alternativen zu. Die Alendei standen wirklich mit dem Rücken zur Wand, wussten keinen anderen Weg mehr.

Ganz egal, ob dieser mir gefällt … dachte Turanor bei sich, nachdem die Gefährten gegangen waren. Dann suchte er Izanagi Narada und bat ihn, das Star Corps um Hilfe zu ersuchen.

Kapitel 6 – »Ein Kuss ist nur ein Kuss.«

Erde, Marokko, 1. August 1942

Der Marktplatz von Ad-Dār al-Baydā war das reinste Chaos. Körper, Gerüche, Farben und Lärm wetteiferten um die Aufmerksamkeit der Besucher und trieben Younes El Maati langsam aber sicher in den Wahnsinn. Immer wieder sah sich der junge Marokkaner um. Folgte ihnen auch wirklich niemand? Und: Würde er es in diesem Getümmel überhaupt merken, wenn es so war?

»Schnell, weiter«, zischte er in fehlerfreiem Deutsch und nickte seinem schmächtigen Begleiter auffordernd zu, der landestypisch in weite Kleidung und einem Fes gewandet war, den traditionellen marokkanischen Filzhut. Seit sie das Hotel verlassen hatten, war Johannes noch lustloser als sonst. Seine eingefallenen, blassen Wangen schienen sich mit den dunklen Augenringen und dem ungewaschenen Haar zu einer Art Anti-Enthusiasmus-Melange verbunden zu haben, einem Anker, der dem jungen Stuttgarter das Weitergehen zusehends erschwerte. Doch Younes ließ nicht locker. »Wir müssen am Hafen sein, bevor es ablegt. Sonst haben wir ein Problem.«

Angesichts der Menge an Problemen, die sie bereits mit sich herumschleppten, mochte es auf ein weiteres nicht mehr ankommen. Aber selbst Probleme ließen sich nach Wichtigkeit sortieren – und für Younes stand außer Frage, dass das Verpassen ihrer Passage auf dem britischen Schoner *Stormbride* schwerer wog, als von den hiesigen Behörden aufgegriffen und an die Deutschen weitergereicht zu werden.

Sie waren nicht so weit gekommen, um jetzt kurz vor dem Ziel zu scheitern, oder? Nein, bei Allah. Wirklich nicht.

Ein umherziehender Händler versuchte stumm, Younes eine Tasse schwarzen Tees anzudrehen, die er aber gekonnt beiläufig verweigerte.

»Komm schon«, drängte er seinen Studienfreund aus unbeschwerteren Tagen erneut.

Doch Johannes blieb stehen.

Younes blinzelte. »Bist du wahnsinnig?«, zischte er. »Wir müssen weiter. Uns bleiben nur noch Minuten, und der Hafen ist einige

Straßen entfernt.« Fieberhaft sah er sich nach den Polizisten um, die am Rande des Platzes das Geschehen beobachteten. Wenn sie Johannes' Verkleidung durchschauten …

»Ich gehe nirgendwo hin«, sagte der Deutsche leise. Resignierend. »Es ist genug.«

Younes El Maati traute seinen Ohren nicht. Hatten sie das nicht schon tausendmal durchgekaut? »Johannes, wenn du jetzt aufgibst, war alles umsonst! Dann … Mann, dann ergeht es dir wie Peter!«

Der letzte Satz war nicht geplant gewesen. Younes bedauerte ihn sofort. Doch die befürchtete Reaktion blieb aus.

Stattdessen folgte eine viel Schlimmere. »Gut«, sagte Johannes mit kindlich-sturem Fatalismus. »Das will ich. Ich *will* zu Peter.«

Sonnenlicht fiel auf den Platz und die zahlreichen, von bunten Stoffplanen überspannten Marktstände. Die trotzdem noch kühle Morgenluft roch nach gekochtem Huhn, nach Früchten und Koriander.

Hunderte von Kehlen priesen lautstark Waren an, Hunderte andere feilschten um deren Preise – doch Younes hörte sie nicht mehr. Ihm war, als sei die Welt gerade stehengeblieben. »Du willst … was?«

»Zu Peter.«

Kopf schütteln. »Peter ist tot, Johannes.« Ein Flüstern, nicht mehr. Und tiefes Bedauern.

Johannes' Augen blitzten angriffslustig. »Glaubst du, das weiß ich nicht? Glaubst du, ich weiß nicht, was sie ihm angetan haben?« Er seufzte und schien sich wieder zu beruhigen. »Younes, ich danke dir für alles, was du für mich getan hast. Die … die Reise hierher, die Passage auf der *Stormbride* … Aber ich will das nicht, verstehst du? Ich bin des Fliehens müde.«

Younes verstand sehr wohl. Genau das machte es so furchtbar. Seit Wochen war er mit seinem Studienkollegen und einstigen Nachbarn auf der Flucht. Ihm und seinem prall gefüllten Geldbeutel war es zu verdanken, dass Johannes Lichter sein unerträglich gewordenes Heimatland verlassen hatte und hierher gelangt war – in die Stadt an der Atlantikküste, die in seinen Breiten Casablanca hieß.

Als Erbe eines beträchtlichen Vermögens war es dem gebürtigen Marokkaner ein Leichtes gewesen, sein in Deutschland begonnenes Studium und seine dortigen Zelte abzubrechen, als er sah, was die Nazis mit Menschen machten, die ihrem Ideal nicht entsprachen. Menschen wie Peter, zum Beispiel. Menschen, die sich Partner des

gleichen Geschlechts suchten.

Homosexualität war Younes’ Sache nicht, doch als fortschrittlicher und gebildeter Bürger seines Landes glaubte er felsenfest daran, dass jeder das Recht besaß, sich auch in diesen Dingen frei entfalten zu dürfen. Dass ein staatlicher Eingriff in die Privatsphäre eines Menschen unmoralisch war. Und Mord – denn nichts anderes hatten die Stuttgarter Offiziellen an Johannes’ Gefährten begangen, ganz egal wie sie selbst es zu nennen pflegten – ohnehin. Also hatte er gehandelt. Um wenigstens den einen verbliebenen Freund, den er in Deutschland gefunden hatte, vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Und nun offenbarte ihm dieser, aufgeben zu wollen.

»Was soll ich denn in Amerika?«, fuhr Johannes fort – langsam und geduldig, als spräche er zu einem lernenden Kind. »Da wartet nichts auf mich. Mein … Mein Lebenskontext war Peter. Und jetzt …« Seine Stimme brach. Tränen schossen in seine Augen.

»Was du da sollst?« Younes brodelte innerlich, gab sich aber beherrscht. Bloß keine Aufmerksamkeit erregen. »Du sollst leben, du Narr! Hörst du? In einem freien, gerechten Land tun und lassen dürfen, was immer dir beliebt. Die Zukunft wartet auf dich, Johannes Lichter. Nicht weniger als das!«

Er begriff es einfach nicht. Die Trauer hatte ihm nicht nur den Lebensmut, sondern auch den Verstand geraubt. In diesem grauenvollen Moment auf dem Marktplatz, umgeben von zahlreichen Menschen, glaubte Younes El Maati zum ersten Mal überhaupt, dass selbst sein Geld und seine Kraft nicht ausreichten, den Freund noch zum Weitermachen bewegen zu können. Vielleicht kam es schon einem kleinen Wunder gleich, dass er Johannes überhaupt nach Ad-Dār al-Baydā bekommen hatte.

Johannes sah ihn an. Er schien ruhig geworden zu sein, wieder gefasst. Bei sich. Und er lächelte. »Ich danke dir, Younes. Für alles.« Dann breitete er die Arme aus, drückte ihn kurz an sich …

… und rannte fort!

Binnen eines einzigen Augenblicks hatte sich der Deutsche von seinem marokkanischen Führer gelöst, auf dem Absatz kehrt gemacht und war in der Menschenmenge verschwunden.

»Joha…« Erst mitten im Wort begriff Younes, dass er den Namen nicht rufen durfte, ohne zu riskieren, ihre Tarnung auffliegen zu lassen. Stattdessen stieß er einen Fluch in seiner Landessprache aus und setzte dem Freund nach. Hektisch bahnte er sich einen Weg durch die Massen, rempelte Passanten an und schubste Einkäufer

unsanft beiseite. Nur Johannes sah er nirgends.

Was gebe ich ihm auch unauffällige Kleidung?, dachte er verzweifelt. *Er sieht aus, wie jeder andere hier.*

Nichts anderes war der Plan gewesen. Nur Johannes' Verhalten war nicht Teil dieses Plans.

Da! War das nicht der Fes mit der dunkelblauen Quaste? Younes' verstorbener Vater hatte die Kopfbedeckung einst aus den edelsten Materialien anfertigen lassen – ein absolutes Unikat. Entsprechend sicher war sich Younes nun, sie wiederzuerkennen.

Ihr Träger hatte den Rand des Marktplatzes erreicht und eilte, unbeachtet von der französischen Miliz, in eine der zahlreichen Seitengassen.

Hart klapperten seine Schuhsolen auf dem unebenen Pflaster.

Younes drängte jegliche Gedanken an die *Stormbride* und Amerika beiseite. Es war egal, wie viele Franc er für die Passage hinblättern und wie viele Gefallen er hatte einfordern müssen, um sich und dem jungen Deutschen die Möglichkeit zu geben, den Kontinent zu wechseln. Was zählte, war Johannes. Allein würde es der Mann aus Stuttgart nicht weit bringen.

Ein Eselskarren bog wenige Meter vor Younes um die Ecke und in die Gasse, die er entlang rannte, versperrte ihm den Weg. Der Marokkaner presste sich an eine unverputzte Hauswand und ließ das Gefährt passieren. Als er endlich weiter konnte, war von Johannes keine Spur mehr zu sehen.

Abermals fluchte er.

Vielleicht ist er einfach nur abgebogen. Da vorne um die Häuserecke?

Es war möglich. Schließlich kannte sich Johannes nicht gut genug aus, um zielsicher durch diese Straßen zu navigieren. Younes musste es versuchen. Schnell eilte er an die besagte Ecke, bog in die Gasse ein – und erstarrte.

Der Fes. Der Filzhut seines Vaters lag auf dem Boden. Und die Gasse war menschenleer.

Das ist unmöglich. Der Hut ließ keinen Zweifel daran, dass Johannes' hier entlang gekommen sein musste – nur war das absurd. Denn diese Gasse endete keine fünf Meter vor dem marokkanischen Studenten an einer gut und gerne drei Meter hohen, glatten Wand!

Younes sah sich um. Keine Türen, keine Fenster. Nichts als Mauern umgaben ihn. Es gab nur einen Weg, aus dieser Sackgasse zu gelangen, und hätte Johannes ihn eingeschlagen, hätte er ihm

entgegenkommen müssen.

Also kann er nicht hier gewesen sein, sagte Younes’ Verstand.

Und doch war er es, schien der Filzhut zu entgegnen, den er aufgehoben hatte und nun nachdenklich in den Händen hielt.

Younes zuckte zusammen, als das Räuspern erklang. Direkt hinter ihm. Ein Franzose? Dabei hatte er niemanden kommen hören …

Als er sich umwandte und sah, wer plötzlich vor ihm stand, setzte seine Atmung aus. Ungläubig riss er die Augen auf.

Peter Lafer sah gut aus, gesund und kräftig. Sein kurzes blondes Haar war sorgsam gescheitelt und glänzte nahezu im Sonnenlicht. Sein weißes Hemd unter den Hosenträgern erstrahlte so hell wie die Flügel eines Engels.

»P… Peter?«

»Schön dich zu sehen, Younes«, sagte die Erscheinung leise. Erst dann bemerkte Younes die Schusswaffe in ihrer rechten, ausgestreckten Hand. Die, die direkt auf Younes’ Brust zielte. »Und jetzt mach’s gut, alter Freund.«

Younes El Maati kämpfte noch um Verständnis, als ein kalter, grässlicher Schmerz durch seinen Brustkorb schoss und die Welt, wie er sie kannte, mit sich nahm.

Kapitel 7 – Am Ende des Weges

Einstein, 6. November 2271

Das Gebäude war ein Architektur gewordener Albtraum. Klobig und schwarz stand es vor ihnen, schien bis in den Himmel zu reichen. Und nur die vielen erleuchteten Fenster machten deutlich, dass das Rechteck aus Stein und Glas nicht zur Nacht gehörte, die über die Genetics-Welt gekommen war.

»Und Sie sind sicher, dass wir hier richtig sind?« William Beaufort klang alles andere als überzeugt. Der Christophorer-Meister hatte Danas Ankunft vorbereitet und erste Nachforschungen vor Ort betrieben, ohne Danas entscheidende Informationen aber wenig erreichen können. Nun standen er und der ehemalige Captain der STERNENFAUST vor dem gläsernen Eingangsbereich des Krankenhauses und sahen sich fragend an.

Zumindest William. Dana war längst über Zweifel hinaus. »So sicher, wie ich mir in dieser ganzen Sache überhaupt sein kann«, antwortete sie und lachte humorlos auf.

»Also gar nicht.« Der Mönch nickte resignierend.

»Ach, machen Sie mal einen Punkt, William. Sie selbst haben gesehen, dass die Spur hierher führt.« Die Spur. Damit meinte sie die spärlichen Informationen, die sie wider Erwarten doch noch aus ihrer Mutter herausbekommen hatte. Ein Genetic hatte die schwangere Saito tatsächlich einst behandelt. Es hatte Dana mehrere Gespräche mit Fluglinien, Archivaren und übel gelaunten Kundendienstmitarbeitern sowie einige eingeforderte Gefallen gekostet, dieser Tatsache einen Namen hinzufügen zu können.

Finn I. Chaineux. Praktizierender Arzt. Letzte bekannte Arbeitsstelle: Mount Helens Hospital, Einstein.

Das Gebäude, vor dem sie nun stand.

»Schöne Spur«, murmelte William ungewohnt spöttisch. »Unsere bisherigen Kontaktversuche haben uns ja schon sehr viel gebracht.«

Dana nickte. Während der vergangenen Tage hatten sowohl sie als auch William mehrfach das Gespräch mit Chaineux gesucht, waren aber nicht einmal in die entsprechende Abteilung – die Entbindungsstation – des Hauses vorgedrungen. Fernmündlich gebe man keine Auskünfte, so der Tenor aller Krankenhausangestellten, die

das Pech gehabt hatten, Danas und Williams Anrufe entgegen zu nehmen, und über das Personal ohnehin nicht.

»Ein Grund mehr, persönlich vorstellig zu werden«, sagte sie nun entschlossen, ergriff Williams Arm und zog den gebürtigen Amerikaner, der sein Glück auf Sirius III gefunden hatte, mit sich.

Die Eingangstüren von Mount Helens öffneten sich mit einem leisen Zischen, und sofort stieg Dana die für Krankenhäuser typische keimfreie Luft entgegen.

Das Leben im Inneren des Gebäudes schien gemächlich zu verlaufen. Aus dem Foyer traten die beiden Neuankömmlinge in eine weitläufige Empfangshalle, die in schlichten Beigetönen gehalten und recht schmucklos war. Auf weinroten Kunststoffstühlen saßen Menschen und ein paar andere Wesen aus den Solaren Welten. Die meisten von ihnen hielten sich irgendwelche Gliedmaßen fest oder trugen kleine medizinische Gerätschaften am Körper, deren Zweck sich Dana nicht gleich erschloss. Patienten, vermutete sie, die auf einen Arzt der Notfallambulanz warteten und bis dahin aufs Nötigste versorgt wurden. Auf der anderen Raumseite befand sich die Empfangsstation: ein achteckiger, um 360 Grad gehender Tresen, in dessen Mitte eine in Weiß gekleidete Matrone dem Chaos aus Unterlagen und Holo-Monitoren Herrin zu werden versuchte, das ihren klobigen Schreibtisch zu überfluten drohte. Als Dana und William näher traten, führte sie gerade zwei Funkgespräche gleichzeitig und überflog parallel noch etwas, das wie ein Personalplan aussah.

»Nein, Doktor Green, bedaure«, sagte sie leise, aber bestimmt. »Wir können Ihnen den Sonntag nicht freischaufeln.«

Die Erwiderung, die darauf folgte, war stumm – die Frau schien eine Art Akustikempfänger ins Ohr integriert zu haben, der es Umstehenden unmöglich machte, die andere Seite ihrer Gespräche zu hören. Dana sah nur, wie sich der kahl rasierte auf der rechten Seite ihres Split-Holos echauffierte.

Die Matrone blieb ungerührt. »Dann werden sich Rachel und Ella eben damit abfinden müssen, dass ihr Vater ihrer Schulaufführung fernbleibt. Wir brauchen Sie hier, Doktor.«

Wieder Stille, wieder wild wütende Mimik des Kahlen.

»Was soll das heißen: Warum?«, fragte die Frau in Weiß schließlich. Dana schien, als sei sie nicht sicher, ob sie lachen oder vor Wut explodieren sollte. »Weil Sie der Oberarzt sind, verdammt noch mal!«

Er warf ihr einen Blick zu, der auf manchen Planeten der Solaren

Welten mühelos als todbringende Waffe durchgegangen wäre, und trennte die Verbindung. Sein Gegenstück auf der anderen Seite der holografischen Darstellung – ein schwarzhaariger Schönling, dessen braune Augen Danas spontaner Einschätzung nach nicht nur den weiblichen Angestellten des Hauses den Schlaf rauben dürften – lachte augenscheinlich so fest, dass ihm Tränen über die Wangen liefen. Nur mit Mühe brachte er einige Worte über die Lippen. Dann nickte er der Frau knapp zu, ließ ein weiteres Mal sein Zahnpastalächeln sehen, und verschwand ebenfalls.

Seufzend schüttelte die Matrone den Kopf und widmete sich ihrem Dienstplan. Die beiden Menschen vor ihr ignorierte sie.

William räusperte sich.

Keine Reaktion.

William räusperte sich lauter.

Dana warf ihm einen Blick zu, der dem dieses Dr. Greene vermutlich in wenig nachstand, und ergriff selbst die Initiative. »Verzeihen Sie, aber wir bräuchten eine Auskunft.«

»Und ich zwei Wochen Urlaub«, brummte die Frau, ohne von ihren Unterlagen aufzusehen. »Stellen Sie sich hinten an.«

William sah sich um, als suche er nach diesem Hinten, fände es aber nicht.

»Pardon, aber das wird nicht gehen. Mein Name ist Dana Frost. Ich glaube, wir hatten bereits fernmündlich das Vergnügen, Miss … Zisig?«

»Zeisig«, antwortete sie tadelnd. »Hildegard I. Zeisig. Und ohne Termin kann ich Ihnen leider, leider nicht weiterhelfen. Vermutlich ist es Ihrer Aufmerksamkeit entgangen, aber ich arbeite.«

Es war nicht so sehr die überhebliche Art, die Dana den letzten Nerv raubte, sondern die Dreistigkeit dieser Person. Die unverhohlene Auffassung, nur das eigene Schicksal habe nennenswerte Bedeutung. Dana wollte gerade zu einer Erwiderung ansetzen, die selbst einem Raumpiraten die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte, da legte William ihr die Hand auf den Arm und deutete ihr zu schweigen.

Er beugte sich zu Zeisig vor, öffnete den Mund, senkte seine Stimmlage …

Keine fünf Minuten später bekamen sie, was sie wollten.

»Charme, Dana«, raunte der Christophorer ihr zu, nachdem er sein kurzes Gespräch mit der Krankenhausangestellten beendet hatte. »Nur damit kommt man bei ihr weiter.«

Zeisig war inzwischen aufgestanden und in ein Nebenzimmer geeilt, um ihnen die gewünschten Informationen zu besorgen – Daten über Dr. Finn I. Chaineux.

Dana sah ihren Begleiter groß an. »Sie sind ja ein richtiger Süßholzraspler, William.« Solange sie den Mann kannte, hatte sie ihn stets als eher schüchternen, vergeistigten Menschen erlebt. »Oder ein verdammt guter Schauspieler.«

Irrte sie sich, oder errötete er unter den hellbraunen Haaren? »Letzteres, Dana«, sagte er und sah peinlich berührt zu Boden. »Das garantiere ich Ihnen. Wenn überhaupt.«

»Jedenfalls hat Ihr Vorgehen uns weitergebracht. Hut ab.«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich habe mir einfach erlaubt, es mit der Methode Ross zu versuchen – so heißt übrigens der Attraktivere der beiden Gesprächspartner unserer Frau Zeisig, wie sie mir verriet. Mit rossschem Charme statt greenscher Sturheit.«

Dachte ich's mir doch. Dana schmunzelte. *Mister Zahnpastalächeln wickelt die hier alle um den Finger. Und ausgerechnet William Beaufort machte es ihm nach. Zeichen und Wunder …*

Als Zeisig wieder an ihrem Platz erschien, hielt sie einen winzigen Datenträger in der Hand, den sie nun mit ihrer Arbeitsstation verband. »Sie müssen die Umstände verzeihen, Meister William«, sagte sie freundlich. »Um den Zentralspeicher unseres Hauses zu entlasten, hat die vorige Administration alle Daten, die älter als fünfzig Jahre sind, vor einiger Zeit auf externe Speicher ausgelagert, und auf die kann ich nicht über das Netz zugreifen. Es ist alles ein wenig … umständlich, wenn Sie mich fragen. Aber hier, bitte. Das sollte Ihre Fragen beantworten.« Damit reichte sie dem Christophorer den kleinen Datenträger und deutete in eine Ecke des großen Foyers, in der mehrere Terminals nebeneinander aufgereiht standen, als seien sie zu just diesem Zweck da.

Dana und William zögerten nicht lange. Nachdem sie sich bedankt hatten, traten sie an die Interfaces, verbanden den Datenträger mit einem von ihnen und riefen sich die Unterlagen auf.

Dann …

»Da muss ein Fehler vorliegen.« William klang verwunderter, als er sich vermutlich eingestanden hätte.

»Wollen wir's hoffen«, murmelte Dana.

Der Monitor zeigte die Kurzbiografie des vor fünfzehn Jahren verstorbenen Mediziners und eine Liste von Dokumenten – doch diese

waren leer. *Völlig* leer.

»Wer speichert denn leere Textdateien ab?«, fragte William gedankenverloren.

Dana schluckte. *Ich glaube, die Frage ist eher, wer deren Inhalte nach der Speicherung löscht*, dachte sie. *Und warum.*

Sofort begaben sie sich zurück zu Zeisigs Arbeitsplatz, doch die matronenhafte Krankenhausmitarbeiterin konnte ihnen nicht mehr sagen, als sie bereits wussten. Eine Erklärung für die rätselhaft inhaltslosen Dateien hatte sie ebenfalls nicht zu bieten. Und so sehr Dana dies als Lüge interpretieren wollte, so sehr spürte sie doch, dass Zeisig die Wahrheit sprach.

Die Suche nach Antworten hatte sie zu einem Rätsel geführt. Chaineux war tot – und seine Unterlagen waren allem Anschein nach großflächig »bereinigt« worden. Weshalb? Und von wem?

»Gibt es hier im Haus denn noch Angestellte, die mit ihm zusammengearbeitet haben?«, wollte die ehemalige Kommandantin der STERNENFAUST wissen. »Personen, die in Chaineux' Projekte eingeweiht waren?« Mit wenigen Worten umschrieb sie Zeisig, was sie sich dank Saitos Erinnerungen und aus ihrer eigenen Recherche hatte zusammenreimen können.

Zeisig hob die Brauen. »Bedaure, aber das ist über fünfzig Jahre her …« Erst jetzt schien ihr aufzugehen, dass das Äußere der Person, die vor ihr stand, nicht mit dem Inhalt ihres Berichtes übereinzustimmen schien. Dana sah ihr regelrecht an, dass sie sich veralbert vorkam. »Ich bezweifle, dass heute noch Personen aus dieser Zeit zu unserem Stab gehören.«

»Könnten Sie nicht noch einmal in ihren Akten nachsehen?«, bat William sanft. »Für mich?«

Zeisig sah ihn an und seufzte theatralisch. »Für Sie, William«, betonte sie und warf Dana einen mehr als missbilligenden Blick zu. Dann kehrte sie in den Nebenraum zurück, in dem die alten Daten lagerten.

Zehn Minuten vergingen. Dana war schon überzeugt, Zeisig habe sich schlicht verabschiedet, da trat die Frau in Weiß wieder zu ihnen, in der Hand ein weißes Blatt Papier. »Hier, bitte«, sagte sie. »Ich habe Ihnen die Namen ausgedruckt.« Einen weiteren Datenträger war Dana ihr offensichtlich nicht wert. »Das sind die Personen, die vor fünfzig Jahren Mitarbeiter Dr. Chaineux' waren, soweit ich es noch rekonstruieren kann.«

Dana überflog die Liste. Fünf Namen standen darauf – aber nicht

mehr als das. »Haben Sie weitere Informationen über sie?«, hakte sie nach. »Den letzten bekannten Wohnort, vielleicht? Datumsangaben, Spezialgebiete? Irgendetwas?«

»Bedaure«, antwortete Zeisig in einem Tonfall, der deutlich machte, dass sie trotz Williams Charme das Ende ihrer Geduld erreicht hatten. »Und jetzt entschuldigen Sie mich, ich habe zu tun.« Ohne ihre Besucher eines weiteren Blickes zu würdigen, widmete sich Zeisig wieder ihrem Dienstplan und dem Chaos auf ihrem Tisch.

William und Dana traten aus dem Foyer und zurück in die einsteinsche Nacht. »Und jetzt?«, fragte der Christophorer. »Wir könnten es wieder versuchen. Ich habe so ein Gefühl, als könnte ich mit ein wenig mehr Zeit noch ein paar Details aus der guten Dame herauskitzeln.«

»Behalten wir's im Hinterkopf, William«, sagte Dana. Die Liste in ihrer Hand hatte ihre Neugierde neu entfacht. »Für den Moment sind wir einen Schritt weiter. Lassen Sie uns sehen, wohin er uns führt.«



Erde, London

Die Kameras waren längst wieder ausgeschaltet und verstaut, sah man einmal von denen der Boulevardjournalisten ab, die den Gehsteig und die Straße vor der Royal Albert Hall in Central London säumten, als gäbe es an diesem Abend nichts Wichtigeres, über das sich zu berichten lohnte. Rear Admiral Vincent Fabiano Taglieri trat aus dem nun nahezu menschenleeren Studio, das anlässlich der Debatte in diesem altehrwürdigen Bauwerk eingerichtet worden war, und fühlte sich eigenartig zufrieden.

Das war deutlich besser gelaufen, als er je erwartet hätte. Ja, es hatte ihm streckenweise sogar Spaß gemacht – und das war wohl die größte Überraschung.

»Gut gemacht, Taglieri. Wirklich, das war eine reife Leistung.« Jasper Mitchell trat aus den Schatten hinter dem Bühnenabgang und klopfte ihm jovial auf die Schulter. »Ich … Ich danke Ihnen. Hätten Sie mein Angebot nicht angenommen … Nun, ich bezweifle, dass ich einen kompetenteren und versierteren Mann gefunden hätte. Die Wahrheit musste raus, und Sie haben sie transportiert.«

Taglieri brummte nur. Im Grunde hatte Mitchell nicht unrecht.

Cifarettos Argumente und Ansichten waren zu einseitig, zu populistisch. Das hatte der wortgewandte und so bodenständig auftretende Italiener auch heute Abend wieder bewiesen. Und doch fraßen die Medien ihm aus der Hand – weil er den Finger in die Wunde legte und das ausdrückte, was der Großteil der Weltbevölkerung dachte. Die Bewohner der Erde hatten Angst vor dem All bekommen und nur Zorn für die etablierten Politiker übrig, denen sie die Teilschuld für die Orphanen-Krise und deren Folgen gaben. Cifaretto verpackte diese Tendenzen in Worte. Auf ihnen fußte seine politische Karriere.

»Ob's viel genutzt hat, wage ich zu bezweifeln«, sagte Taglieri.

Mitchell winkte ab. »Sie wurden gehört, Taglieri. Darauf kommt es an. Wann immer Cifaretto mit seinen Thesen über eine Abspeckung des Raumfahrtprogramms und eine Rückbesinnung auf die Erde anfing, haben Sie ihm Paroli geboten – mit nachprüfbaren Fakten. Und das hat die ganze Welt gesehen. Das allein zählt, wenn Sie mich fragen.«

Die soeben zu Ende gegangene Debatte – ein Highlight, über das die Medien bereits seit mehreren Tagen ausgiebig berichteten – hatte schon im Vorfeld viel Aufmerksamkeit erhalten. Spätestens seit Cifaretto seine Kandidatur um den Vorsitz im Hohen Rat der Solaren Welten offiziell gemacht hatte, wich ihm die Presse, die ihm ohnehin längst aus der Hand fraß, nicht mehr von der Seite. Entsprechend schnell hatte sich verbreitet, dass niemand Geringeres als der Kommandant der STERNENFAUST persönlich bereit war, sich Cifarettos Argumenten zu stellen. Live und in einer Übertragung, der die ganze Erdbevölkerung würde beiwohnen können.

Schweigend traten Vince und Mitchell nun aus dem altehrwürdigen Gebäude, das gleich neben dem Hyde Park in der Londoner Innenstadt lag, und sahen sich um. Schräg gegenüber warfen die Fenster des *Jekyll's*, eines der typischen Londoner Pubs, einen Lichtschein auf die nächtliche Straße. »Und jetzt?«, fragte Mitchell seinen Begleiter. »Gleich zurück ins Hotel, oder gönnen wir uns noch ein Glas, um Ihren Sieg der Vernunft zu feiern?«

Sieg der Vernunft. Vince schnaubte humorlos. *Von wegen. Ein Sieg der Vernunft wäre es, wenn ein tatsächlicher Politiker die Kandidatur von Cifaretto angehen und sich ihm als Gegenentwurf in den Weg stellen würde.* Vince selbst sah sich nur als Berater, der gekommen war – besser: der sich auf Mitchells hartnäckiges Bitten und Sticheln hin dazu hatte breitschlagen lassen –, um der Öffentlichkeit die Lücken in

der Logik des Italieners aufzuzeigen. Vince war hier, um dem Star Corps zu helfen. Nicht, um in die Politik zu gehen. Diesbezüglich hatte sich seine Meinung nicht geändert, und Mitchell wusste das.

»Ich schätze, ein Bier wird uns nicht schaden«, sagte Vince und deutete in Richtung des Pubs. Mitchells Miene hellte sich auf.

Sie hatten das Lokal fast erreicht, da liefen sie Cifaretto selbst über den Weg. Der beliebte Jungpolitiker schritt, umgeben von einer Entourage groß gebauter Anzugträger, in Richtung Park, wo sein Gleiter stehen musste. Taglieri sah ihn zuerst und machte Anstalten, sich umzudrehen und unbemerkt zu verschwinden, doch Cifaretto war zu schnell.

»Admiral?« Der freundliche Ruf hallte an den Häuserwänden wider. »Admiral Taglieri?«

»Na, da schau her«, murmelte Mitchell. »Gibt's noch Nachschlag, ja?«

Vince grunzte ungehalten. Die letzten neunzig Minuten hatten ihm mehr als genügt; er brauchte keinen weiteren verbalen Schlagabtausch mit dem uneinsichtigen Mann. »Signor Cifaretto«, grüßte er höflich, aber knapp. »Schönen Abend noch.«

»Ihnen auch, Admiral.« Der charismatische Italiener schlängelte sich aus dem kleinen Pulk, der ihn bei jedem öffentlichen Auftritt begleitete, und trat zu ihnen. Seine ausgestreckte Rechte hing vor Vincent in der Luft. »Ich hatte eben gar nicht mehr Gelegenheit, mich bei Ihnen für die grandiose Debatte zu bedanken. Mit Ihrem so enthusiastisch vertretenen Standpunkt waren Sie eine echte Abwechslung in diesem Wahlkampf, Sir.«

Zögernd ergriff Vince die Hand, schüttelte sie.

»Ein Kompliment?« Mitchell hob die Brauen. Es wirkte abfällig. »Kommen Sie, Mann, das sagen Sie doch nur, weil Sie wissen, dass Taglieri nicht kandidiert und Ihnen somit keine Konkurrenz ist.«

»Im Gegenteil, Mister Mitchell«, erwiderte Cifaretto. »Ich würde mir sogar *wünschen*, einen so engagierten und profilierten Kontrahenten im Rennen zu wissen. Divergenz ist die Grundlage jeglichen Wachstums.« Es klang absolut aufrichtig. So sehr sogar, dass Vince erstaunt war, festzustellen, dass er ihm glaubte. Vorbehaltlos.

»Na, da haben Sie von mir nichts zu befürchten«, sagte Vince und deutete ein höfliches Lächeln an, das er nicht fühlte. »Wie ich während des Gesprächs schon sagte: Mir geht es nicht um die politische Karriere. Nur darum, was das Beste für die Menschheit ist.«

»Ganz wie ich meine«, gab Cifaretto zurück, das Gesicht ein Musterausdruck von Anstand und Freundlichkeit. »Sie und ich, Admiral … Wir verfolgen das gleiche Ziel, wenngleich auf divergierenden Pfaden. Wir wollen beide das Beste für die Menschheit. Wir haben nur unterschiedliche Vorstellungen.«

Vincent sah zu Boden. »So wird's sein.«

Einen kurzen Moment standen sie schweigend da, während der Verkehr der britischen Metropole an ihnen vorbeizischte und die angenehm kühle Nachtluft durch ihre Haare strich. In der Ferne glaubte Vincent Big Ben schlagen zu hören, schrieb dies aber seiner Fantasie zu.

Dann sagte Mitchell: »Die ersten Hochrechnungen. Sieht so aus, als lägen sie vor.«

Als Vince aufblickte, sah er, wovon der ehemalige Ratsvorsitzende sprach. Durch das Fenster des *Jekyll's* konnten sie den breiten Monitor ausmachen, auf dem sonst wohl meist Sportübertragungen liefen. Nun aber zeigte er eine Grafik, die der Bildunterzeile nach von *GNA* erstellt worden war. »ERDE BEEINDRUCKT – DOCH VON WEM?«, stand dort in weißen Lettern auf blauem Grund.

Vince kniff die Augen enger zusammen. »Was wird das?«

»Oh, das ist ganz normal.« Cifaretto winkte ab. »Die *GNA* führt nach jedem meiner Auftritte Spontanumfragen durch, um zu messen, inwieweit ich die Bevölkerung mit meinen Worten erreichen konnte. Sieht aus, als hätte sie Sie heute Abend in ihre Erfassungen integriert.« Dabei klopfte er Vince kumpelhaft auf die Schulter.

Die Grafik wandelte sich. Zwei Balken erschienen, wuchsen rasant nach oben. Siebenundsechzig zu dreiunddreißig Prozent.

Mitchell pfiff leise. Vince wusste nicht, ob es Begeisterung oder Verblüffung ausdrücken sollte, hatte aber so eine Ahnung. »Dreiunddreißig Prozent der Befragten waren von Ihrem Auftritt überzeugt, Taglieri«, übersetzte der ehemalige Ratsvorsitzende. Es klang trocken. »Sieht aus, als hätten Sie binnen neunzig Minuten das Ansehen des irdischen Weltraumprogramms wieder gesteigert. Vergangene Woche lagen dessen Akzeptanzwerte noch deutlich niedriger.«

Cifaretto nickte energisch und ließ es sich nicht nehmen, Vincent für diese Leistung zu gratulieren, doch der Kommandant der STERNENFAUST III hörte kaum hin. Wie paralysiert hing sein Blick an dem Balken, der die Akzeptanz Cifarettos symbolisierte. Des Mannes, dessen Sermon siebenundsechzig Prozent der

Weltbevölkerung geschluckt hatten. Und Vincent Fabiano Taglieri begriff zwei Dinge.

Erstens, dass Cifaretto wirklich längst gewonnen hatte. Wer auch immer gegen ihn antrat, konnte sich die Mühe sparen, denn die Erde hatte sich bereits entschieden.

Und zweitens, dass die Tage der irdischen Raumfahrt gezählt waren.

Kapitel 8 – An der Kreuzung des Weges

Helemaii'nu

Der Wind war das Schlimmste. Er peitschte um die Häuser, riss an allem, was nicht fest verankert stand, und erzeugte ein konstantes Rauschen und Zischen, das selbst hinter den dicken Mauern des Krisenzentrums noch akustisch unterstrich, was Auge und Verstand nicht länger leugnen konnten: Helemaii'nu starb.

Izanagi Narada stand in dem großen Raum, den die Alendei als Krisenzentrale eingerichtet hatten, blickte auf die Displays, Holografien und Schautafeln, die das Geschehen katalogisierten, spiegelten und hochrechneten, und fühlte sich so hilflos wie nie zuvor in seinen drei Jahrzehnten Lebenszeit. *Weil ich nichts tun kann,* dachte er bei sich. *Nichts, außer zu warten und zu beobachten. Zu hoffen.*

Ihm war, als stehe er mit leeren Händen daneben, während alle anderen ums Überleben fochten. Doch es gab nichts, was er noch bewirken konnte. Er hasste dieses Gefühl.

Turanor und die anderen kämpften seit Tagen an diversen Fronten gleichzeitig. Zwar ging die Evakuierung der Alendei-Welten nach TASO-26267-B voran, wie erhofft, doch ließ das Tempo arg zu wünschen übrig. Den Berechnungen zufolge, die Leilaniis Forschungsgruppe mittlerweile stündlich in aktualisierter Form einreichte, hatte sich die Geschwindigkeit, mit der sich die Schwesterplaneten einander annäherten, wieder erhöht und mittlerweile fast den Wert erreicht, den sie vor Kamiors so tragisch gescheiterten Tele-Ring-Versuch betragen hatte. Den, bei dem drei wagemutige Helden dieses so einzigartigen Volkes ihr Leben zum Wohle der Gemeinschaft lassen mussten – und damit so gut wie keinen Unterschied bewirkten. Tode, so sinnlos wie vermeintlich alles, was hier geschah. Zumindest kam es Izanagi mitunter so vor.

In der Südprovinz sind die Dämme gebrochen, hörte Turanor in seinen Gedanken. Leilanii stand hinter ihm, das wusste er, wo sie gemeinsam mit Turanor die strategischen Aspekte ihrer gemeinsamen Arbeit plante und koordinierte. Ihr, nicht Izanagi, hatte die Information gegolten.

Doch das war abzusehen, hörte er weiter. *Wir müssen konzentriert bleiben. Abschotten, was immer uns abzulenken droht.*

Seine Worte waren klar und eindeutig, und doch spürte Izanagi den Zweifel – und den Schmerz –, der in ihnen wohnte. Wollte man ihn nur nach seinen Taten beurteilen, hatte Turanor alles Emotionale abgelegt. Wo Mitgefühl, Trauer oder gar Angst bei vielleicht jedem anderen offene Türen eingerannt hätten, schien er nur noch aus Funktionalität zu bestehen. Wie eine Maschine agierte er ohne Unterlass, setzte Effektivität an oberste Stelle und verbannte alles aus seinem Bewusstsein, was seinem Ziel hinderlich war: der schnellst- und größtmöglichen Evakuierung seines Volkes.

Doch gab es Hindernisse, die selbst der stärkste Wille nicht zu bezwingen verstand. Je mehr sich die Entfernung zur Sonne Voraandir veränderte und sich die Planetenachse verschob, desto intensiver wurden die atmosphärischen Auswirkungen dieses tragischen Ereignisses. Stürme, ähnlich dem vor der Tür ihres Krisenzentrums, rissen mit sich, was immer ihnen im Weg stand. Regenfälle, wie sie kein Alendei je erlebt hatte, ertränkten ganze Landstriche unter sich, während auf anderen Kontinenten ein Sommer Einzug gehalten hatte, dessen Gnadenlosigkeit keinem Dronte oder kriegslüsternem Kridan das Wasser hätte reichen können. Unerträgliche Hitze ließ dort verdorren, was immer einst gewachsen war. Und sie machte keinen Unterschied zwischen Pflanze, Tier und Alendei.

Mehrfach hatten ein plötzlicher Wetterumschwung oder die Folgen eines solchen ein von langer Hand geplantes Rettungsmanöver im letzten Augenblick zunichtegemacht – sei es, weil die zur Evakuierung nach TASO-26267-B bestellten Schiffe nicht hatten landen oder starten können, oder weil die Helfer und die Alendei selbst im Strudel der Geschehnisse die Orientierung verloren.

Und den Mut.

Nein, Turanors Krisenteam kämpfte gegen die Zeit *und* die Welten, die zu verlassen sein Ziel geworden war. Und manchmal kam es Izanagi vor, als hätte stets noch mindestens einer dieser unerbittlichen Gegner einen weiteren Trumpf im Ärmel. Einen Stolperstein auf dem Weg der Alendei.

Leilaniis sogenannte Planetenthese machte die Situation zudem nicht einfacher. Die Theorie, nach der die Alendei eine nahezu symbiotische Verbindung zu ihrer Heimat besäßen, die sie erst zu dem mache, was sie seien, existierte bereits seit Generationen, war bisher aber stets kaum mehr als ein Stück Küchenphilosophie gewesen. Ein Gedankenspiel, so abstrakt und theoretisch, wie den

Menschen der Erde vor Beginn des Raumfahrtzeitalters die Idee außerirdischen Lebens erschienen sein musste. Doch seit die Alendei ihren beiden Planeten Lebewohl sagen mussten, hatte dieses Spiel einen zutiefst ernsten Unterton bekommen. Aus Abstraktem war nackte Angst geworden.

Die Alendei gingen. Weil ihnen keine andere Wahl blieb.

Aber viele von ihnen glaubten – insgeheim oder ganz offen –, dass auch in der Fremde nur noch der Tod auf sie wartete. Dass ein Alendei nur auf Helemaii'nu wirklich Alendei sein konnte.

Genau wie du, nicht wahr?, dachte Izanagi, wandte sich von den Displays ab und warf Turanor einen fragenden Blick zu. *Du würdest es vielleicht nie formulieren und lässt es aktuell ohnehin nicht an dich ran, doch tief drin spürst auch du die Angst, dass unsere Mühen den Tod deines Volkes nur weiter aufschieben, aber nicht verhindern.*

Es war ihm egal, ob Turanor oder ein anderer Alendei den Gedanken empfing oder nicht. Selbst wenn, würde niemand der hier Anwesenden jetzt darauf eingehen. Dafür hielt sie das Geschehen viel zu sehr beschäftigt. Ständig brachen irgendwo Dämme, rutschten Berge in Täler und begruben ganze Siedlungen unter sich, oder entkamen zur Landung ansetzende Sichelschiffe nur um Haaresbreite scheinbar aus dem Nichts entstehenden Sturmwirbeln.

Dennoch drehte Turanor den Kopf, sah über die Schulter und Izanagi an. Irrte er sich, oder hatte der Anführer der Alendei eben genickt – kaum merklich und zweifelsfrei für niemand anderen als ihn bestimmt, aber dennoch … Oder?

Wenige Minuten später hatte sich das Zentrum geleert. Talambraa war mit einigen ihrer Kollegen hinausgeeilt, um wichtige Daten aus einem Lager zu erretten, das dem Sturm anheimzufallen drohte. Einzig Turanor stand noch an den Konsolen, den Blick auf die Darstellungen der Zerstörung gerichtet. Auf die Narben, die das Geschehen in seine Heimat schlug.

»Du hältst es für einen Fehler, richtig?«, fragte der Mann von der Erde leise. Er wusste nicht, woher er den Mut nahm, seinen Verdacht zu äußern. Immerhin hatte ihm Turanor – außerhalb seiner Einbildung – keinerlei Anlass gegeben, an seiner so vehement vertretenen Überzeugung zu zweifeln. Doch Izanagi kannte den Alendei schon eine ganze Weile und glaubte, ihn allmählich zu verstehen. »Du fürchtest auch, dass die Alendei nicht ohne Helemaii'nu existieren können. Nicht so, wie sie sind.«

Für einen kurzen Moment schien es, als reagiere der Anführer der

menschenähnlichen Spezies gar nicht, wenngleich Izanagi wusste, dass er seinen Einwand vernommen haben musste – sei es akustisch oder mental.

»Aber … Aber das stimmt nicht«, widersprach Izanagi. Er breitete die Arme aus, deutete auf die Schautafeln und Holos. »Zumindest muss es das nicht. Instinkt ist mitunter ein verlässlicherer Ratgeber als es jede Statistik und jede Hochrechnung je wird sein können. Wenn dir dein Bauchgefühl einen anderen Weg empfiehlt, darfst du es nicht ignorieren.«

Auch, wenn dieser Weg bereits eine Kerbe in unsere Gemeinschaft geschlagen hat, die sich nie mehr schließen wird?, gab Turanor zurück. *Auch, wenn dieser Weg weitere Opfer fordern wird, sobald wir ihn einschlagen? Kann ich mein Volk, das mit dem Rücken zur Wand steht, etwa bitten, sich umzudrehen?*

Izanagi begriff, wie sehr es in seinem Begleiter brodeln musste. Divergierende Ansichten wetteiferten in der Brust des Alendei um die Vorherrschaft, und so fremdartig dieses Wesen von Helemaii auch war, kam sein Dilemma Izanagi sehr, sehr vertraut vor. Kopf versus Bauch. Jeder Mensch kannte das. Und bestimmt nicht nur die Menschen.

»Du meinst den Tele-Ring«, folgerte der ehemalige Christophorer. »Deiner Ansicht nach sollten wir es abermals mit einem Tele-Ring versuchen.«

Tränen standen in Turanors Augen, Hilflosigkeit lag in seinem Blick. Beides erschreckte Izanagi zutiefst. *Ich glaube noch immer, dass der Ring uns helfen kann. Ich … Ich weiß nur nicht, wie. Und ich kann nicht zulassen, wertvolle Zeit und weitere Leben einem Bauchgefühl zu opfern. Nein, Izanagi Narada. Wir fahren fort, wie gehabt. Retten, was noch zu retten ist. Dann sehen wir weiter.*

Die Unterhaltung war beendet, der Moment der Schwäche – der Ehrlichkeit? – vergangen. Turanor widmete sich wieder seinen Konsolen, als wäre nichts geschehen, doch Izanagi wusste nun sicher, wie sehr es in ihm arbeitete. Wie sehr er sich sträubte – gegen die Tatsachen und seinen Instinkt. Gefangen zwischen den Extremen.

Es war eine ganz andere, eigene Art von Leid, die Turanor von den Alendei in ihren Klauen hielt. Eine, die einen hohen Preis forderte und keine Alternativen kannte. Aber vielleicht – nur vielleicht – bedeutete sie, dass das letzte Wort im Falle Helemaii'nus doch noch nicht gesprochen war.

Izanagi Narada wusste nicht, ob er darauf hoffen sollte.



Einstein

Ahoo I. Shahi war keine nette Person, und Dana tadelte sich in Gedanken dafür, dieses Urteil gefällt zu haben – aber was sollte sie machen? Es gab keine zweite Chance für einen ersten Eindruck. Und den hatte Finn I. Chaineux' ehemalige Mitarbeiterin aus dem Mount Helens mehr als gründlich vergeigt.

Dabei wirkte die über hundertjährige Genetic mit persischen Wurzeln, als müsse in jedem Schiffscomputer dies- und jenseits von Transalpha ihr Bild unter dem Eintrag »gütige Großmutter« zu finden sein: ihre freundlichen, vom Alter gezeichneten Züge, die sanfte Stimme und die leicht gebeugte Körperhaltung – nichts an ihr nährte Zweifel an ihren Motiven oder ihrer Herzlichkeit. Shahi war schlicht die perfekte Oma. Vermutlich war genau das der Haken.

Dana und William saßen bereits seit über einer halben Stunde im arg überheizten Wohnzimmer der betagten Dame und ließen sich bei Tee und Gebäck Anekdote auf Anekdote über Chaineux' einstige Wundertaten berichten. Das Alter hatte Shahi – die letzte Person auf Zeisigs bisher zu keinerlei Erfolgen führender Liste – verwirrt werden lassen, aber was Chaineux betraf, funktionierte Shahis Verstand noch wie ein frisch geöltes Uhrwerk. Sie pries den lange Verstorbenen in den höchsten Tönen, nannte ihn einen Menschenfreund – was allein schon suspekt wirkte, da Genetics eher anders auftraten – und Wohltäter, einen, »der stets das Leid seiner Nächsten sah und es zu lindern trachtete«, wie sie es formuliert hatte.

Nur an Danas Fragen zeigte sie wenig Interesse. »Bedaure, meine Liebe, aber ich fürchte, Sie haben den langen Weg hierher umsonst auf sich genommen«, sagte Shahi gerade und goss sich Tee nach. »Wirklich, der von Ihrer Frau Mutter beschriebene Eingriff verlief völlig ohne Besonderheiten.«

Shahi erinnerte sich in der Tat an den Unfall, den Danas Eltern damals hatten miterleben müssen. Während eines Kurzstrecken-Raumflugs war es zu einem Druckabfall innerhalb der Passagierkabine gekommen – technisches Versagen, das schnell behoben gewesen war. Doch Saito war bei den Turbulenzen schwer gestürzt und war auf den Unterleib geprallt.

»Ihre Frau Mutter litt unter der Stresssituation«, fuhr die Alte fort. »Es war wirklich ein wenig zu viel für sie, wenn ich mich recht erinnere. Dr. Chaineux war in der Lage, Schlimmeres zu verhindern. Wäre er nicht an Bord gewesen, es hätte zu einer Fehlgeburt kommen können.«

»Aber was genau hat er gemacht?«, hakte Dana nach. Shahi war die einzige ehemalige Assistentin des »Wunderentbinders von Einstein«, die sich überhaupt an den Vorfall erinnerte. Entsprechend gierig bohrte Dana nun nach Details, die sie möglicherweise ebenfalls im Gedächtnis behalten hatte.

»Alles, was in seiner Macht stand, natürlich«, antwortete Shahi mit gütigem Lächeln. »Was immer nötig war, um Ihr ungeborenes Leben zu retten. Falls Sie aber auf Unstimmigkeiten anspielen, muss ich Sie enttäuschen. Dr. Chaineux ging stets sehr korrekt vor. Es *gab* bei ihm keine Unstimmigkeiten. Nicht, dass ich mich entsinnen könnte.«

Dana seufzte. Sollte etwa auch die letzte Spür im Sand verlaufen?

»Aber sagen Sie, meine Liebe«, stellte ihre Gastgeberin plötzlich eine Gegenfrage, »wie alt sind Sie?«

Dana hatte ihr erklärt, dass sie der Embryo in der Chaineux-Geschichte war, doch irgendwie schien diese Tatsache im Geist der Alten nicht haften zu bleiben. Angesichts der äußerlich jungen Frau, die vor ihr saß, war das wohl kein Wunder. »Über fünfzig«, antwortete sie und winkte ab, als Shahi überrascht die Brauen hob. »Ist eine lange Geschichte, wirklich.«

Ahoo I. Shahi schien den subtilen Hinweis zu verstehen. Jedenfalls drängte sie in der Sache nicht weiter auf Dana ein. Doch ein Blick in ihre grauen Augen verriet der Frau von der Erde, dass sie enttäuscht sein musste. Vermutlich hätte sie sie gern gehört.

Ein andermal. Wir sind nicht hier, um meine »Verwandlung« zu diskutieren.

»Ich glaube, wir haben Ihre Gastfreundschaft lange genug beansprucht«, sagte William Beaufort plötzlich, der neben Dana auf dem breiten Sofa saß, und stellte seine Tasse auf den niedrigen Glastisch. »Miss Shahi, haben Sie vielen Dank für Ihre Zeit und Ihre Auskünfte. Sie waren uns eine große Hilfe.« Ohne Dana auch nur einen Blick zuzuwerfen, erhob sich der Christophorer und verabschiedete sich von der alten Dame. Verwundert und überrumpelt tat Dana es ihm gleich.

Als sie wieder auf der Straße waren und zurück zum Hotel schlenderten, fuhr sie ihn an. »Was war das, William? Warum haben

Sie das Gespräch so plötzlich beendet? Wer weiß, an was sich die Alte noch erinnert hätte, wenn wir weiter gebohrt hätten?«

»An gar nichts, Dana«, antwortete der Mönch leise und sah sich über die Schulter nach unliebsamen Zuhörern um. »Zumindest hätte sie das niemals zugegeben.«

Und Dana begriff. »Sie meinen …« William gehörte zu den Menschen, die mit empathischen Fähigkeiten ausgestattet waren. Sollte er etwa in Shahis Gedanken gelesen haben? »Sie meinen, sie hat gelogen? Sicher?«

»Ganz sicher.« William nickte und schlug den Kragen seines Mantels höher. »Ich kann Ihnen nicht sagen, was genau sie uns verheimlicht. Aber ich garantiere Ihnen eines: Als sie sagte, bei der Behandlung Ihrer Mutter sei es zu keinerlei Unstimmigkeiten gekommen, sagte sie nicht die Wahrheit. Wissentlich und absichtlich.«

*

Als die Besucher gegangen waren, stand Ahoo wieder allein im Flur ihrer kleinen Wohnung und dachte nach. War es also doch geschehen. Nun gut, auch damit würden sie umzugehen wissen. Es war nicht ihr, nicht Ahoos Problem.

Sondern das anderer Leute …

Mit Schritten, deren Schnelligkeit ihrem Alter und der Gebrechlichkeit, die sie eben noch vorgespielt hatte, Hohn sprachen, begab sie sich zur Komm-Konsole, die neben der Tür zum Wohnzimmer in die Wand eingelassen war, und aktivierte sie. Binnen Sekunden war das blaue Standbild verschwunden, und die Verbindung etabliert.

Ahoo sah in das Antlitz der Person, die wiederzusehen sie stets erwartet und doch nie wirklich gewünscht hatte, und brachte den einen Satz über die Lippen, von dem sie nicht einmal zu ahnen wagte, was er alles in Bewegung setzte. »Sie war hier«, sagte sie. »Dana Frost war hier. Und sie sucht nach Antworten.«

*

Dana und William hatten Danas Hotel im Zentrum der großen Siedlung erreicht. Abermals war die Nacht über dieser Seite von

Einstein eingebrochen und warf die Häuserschluchten und Straßen der Genetics-Stadt ins Dunkel. Den ganzen Weg über hatten sie Pläne geschmiedet und verworfen, das Für und das Wider einer weiteren Untersuchung abgewogen, aber keinen nennenswerten Schluss aus ihren Überlegungen gezogen. Brachte es sie wirklich weiter, Shahis Geheimnisse zu ergründen? Welchen Unterschied machte es noch, diese Spur weiterzuverfolgen? Hatte sie den Namen Spur überhaupt verdient? Was geschehen war, war doch ohnehin geschehen. Unveränderbar. Die wirren Gedanken einer alten Dame machten auch keinen Unterschied mehr.

Der Nachtportier hob den Kopf, als sie durch die zweiflügelige und mit Goldbeschlägen verzierte Tür ins Foyer des Hotels traten. »Mrs. Frost?« Die dicken Teppiche und das dunkle Holz an den Wänden verliehen dem Raum eine konservative Nüchternheit, die zu dem schmächtigen Mittvierziger hinter der Rezeption passte, wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge. ETHAN, wie sein Namensschild ihn in viel zu laut wirkenden Versalien auswies, hatte militärisch stramm gescheiteltes graues Haar und einen Schnurrbart, der gepflegter wirkte als jeder englische Rasen, der Dana je untergekommen war. »Mrs. Frost, da wartet ein Anruf auf Sie. Ich wollte dem Admiral gerade mitteilen, dass Sie außer Haus sind.«

Dana und William wechselten einen Blick. Ein Admiral? Hier? Wer vom Star Corps wusste denn, wo sie sich aufhielt?

»Sie können ihn dort hinten entgegennehmen, wenn Sie möchten«, schlug ETHAN vor und deutete auf eine abgeschiedene Komm-Einheit im hinteren Bereich des Foyers.

»Danke«, erwiderte Dana zögernd und nickte. Sie hatte kein gutes Gefühl bei dieser Sache. *Andererseits: Das habe ich schon seit Tagen nicht.* »Stellen Sie ihn bitte durch.«

Sie hatte das Terminal kaum erreicht, da blickte ihr bereits Vincent Taglieri entgegen. Es war ein Weilchen her, dass sie den Rear Admiral und Kommandanten ihres alten Schiffes gesehen hatte, und die Zeit schien dem besonnenen Sizilianer nicht gerade gut getan zu haben. Taglieris Augen waren von dunklen Ringen gezeichnet, seine Wangen eingefallen und die natürliche Bräune seiner Haut einer untypischen Blässe gewichen. Er wirkte überarbeitet … *Nein,* korrigierte sie sich umgehend. *Schlimmer noch: überreizt. Ausgelaugt.*

»Admiral«, grüßte sie überrascht. »Was verschafft mir die Ehre? Wie haben Sie mich überhaupt gefunden?«

Taglieri überhörte beide Fragen mühelos. »Captain Frost, es ist

schön, Sie gesund anzutreffen. Ich melde mich bei Ihnen, um Ihnen ein Angebot zu unterbreiten, dass Sie vermutlich interessiert.«

»O… okay«, sagte sie stockend, leicht überrumpelt. Nicht nur, dass Taglieri sie bei ihrem alten Rang ansprach, er überging die bizarre Veränderung, die ihr Körper seit ihrer letzten Begegnung durchgemacht hatte, auch mit völliger Leichtigkeit. »Was haben Sie auf dem Herzen?«

Taglieri stand mit dem Rücken zu einem Fenster, in dem Dana wenig mehr als einen von dichten Wolken verhangenen Himmel ausmachen konnte. Langsam schälten sich Konturen aus dem Grau in Grau. Irrte sie sich, oder war das das London Eye, das mehrere Jahrhunderte alte Riesenrad am Themse-Ufer? »Ich … bin derzeit auf der Erde unabkömmlich«, sagte der Admiral, und Dana hätte ihn nicht so lange kennen müssen, um zu merken, wie bewusst vage diese Formulierung war. »Dennoch ist die STERNENFAUST derzeit auf dem Weg nach Helemaii'nu, um auf Wunsch der Alendei bei der dortigen Krise zu helfen, und könnte noch einen klugen Kopf mehr an Bord gebrauchen. Captain Frost, ich frage Sie dies nur einmal, von daher überlegen Sie sich Ihre Antwort gut: Wollen Sie zurück auf Ihr Schiff? Jetzt? Wenn ja, könnten Sie mich bei Turanor und seinem Volk vertreten. Ich kenne niemanden, den ich lieber an meiner Stelle wüsste.«

Es dauerte eine ganze Weile, bis Dana Frost merkte, dass ihr vor Überraschung der Mund offen stand.



»Und?« William Beauforts Stimme war ein Muster der Verblüffung, doch auf seinem Gesicht prangte das wohl breiteste Lächeln, das sie je an dem Christophorer-Meister gesehen hatte. »Wie haben Sie sich entschieden?«

Fünf Minuten waren vergangen, seit Dana sich von Taglieri verabschiedet hatte. Minuten, deren Großteil sie damit verbrachte, reglos vor dem inaktiven Terminal zu sitzen und ins Leere zu starren. Seit dem Zwischenfall im sogenannten Auge des Universums hatte sich Dana gefühlt, als sei sie an eine Kreuzung gelangt und wisse nicht länger, welchen der dargebotenen Wege sie einschlagen sollte. Nun aber hatte sich ihr die richtige Richtung von selbst offenbart.

Zumindest hoffte sie, dass es die Richtige war.

»Raten Sie mal«, antwortete sie leise. Sie hatte William Taglieris Angebot nicht vorenthalten können. Angesichts dessen, was sie zu tun beabsichtigte, musste er es ohnehin erfahren.

William strahlte. »Captain Frost, willkommen zurück auf der STERNENFAUST.« Dana hob abwehrend die Hand, doch er ließ ihr gar keinen Raum für Widerreden oder Relativierungen. »Nichts da, Sie *gehören* auf dieses Schiff – in welcher Position auch immer. Und der Admiral hat recht: Sie sind definitiv die beste Wahl. Wer sollte den Kommandanten besser vertreten, als seine Vorgängerin und Kollegin?«

»Sie wissen aber schon, dass das vorerst das Ende unserer hiesigen Recherchen bedeutet, ja?«, fragte sie und sah ihn an, als schulde sie ihm eine Entschuldigung. »Wenn ich die STERNENFAUST erreichen will, muss ich binnen weniger Stunden aufbrechen. William, ich habe Ihnen so viel zugemutet in den letzten Tagen – für nichts.«

Er lächelte. »Dana, unsere Recherchen *sind* doch schon längst beendet«, sagte er sanft und mit einem Mal wusste sie, dass er recht hatte. Haben *musste*. Einstein war eine Sackgasse. Der richtige Weg von der Kreuzung führte zurück zur STERNENFAUST.

»Und Sie? Begleiten Sie mich?«

»Wie in alten Zeiten?« William lachte leise. »Ein verlockendes Angebot, das muss ich gestehen. Aber: Nein. Ich glaube, meine Arbeit hier ist noch nicht getan. Die Epidemie … Dana, meine Erlebnisse auf der BEHRING haben mich vieles anders sehen lassen. Unsere ablehnende Haltung gegenüber den Genetics ist nicht besser als die Arroganz, die sie uns gegenüber an den Tag legen.«

»Wollen Sie hier auf Einstein bleiben?«

»Wer weiß schon, wann wir irgendwo bleiben werden. Werden Sie denn auf der STERNENFAUST bleiben? Werden Sie, wenn Taglieri zurückkehrt, wieder unter seinem Kommando dienen? Im Moment fühle ich, dass ich hierher gehöre. Weil hier eine Aufgabe auf mich wartet.«

Dana nickte. Irgendwo hinter ihnen fertigte Ethan-der-Großbuchstabige einen weiteren Hausgast ab. »Leben Sie wohl, Meister William«, sagte Dana schließlich. »Ich hoffe, wir begegnen uns bald wieder.«

Sein Lächeln war so strahlend wie die Sonne Floridas. »Wir werden uns wiedersehen.«

Williams Lächeln erstarrte. Sein Magen verkrampfte sich. Plötzlich hatte er eine furchtbare Vorahnung.

Er ahnte, dass das nächste Wiedersehen mit Dana Frost grauenvoll werden würde. Kurz darauf verscheuchte er den Gedanken.

Kapitel 9 – Morituri te salutant

Erde, Aegyptus, im zweiten Amtsjahr des Publius Rubrius Barbarus, 12 vor Christus

Es war ein Fehler gewesen, daran bestand kein Zweifel mehr. Und nun zahlte er den Preis dafür.

Publius Rubrius Barbarus, praefectus Alexandreae et Aegypti, warf die Pergamentrolle, in der er gelesen hatte, frustriert auf den Tisch und lehnte sich in seinem hölzernen Sitz zurück. Der Statthalter der römischen Provinz Ägypten fühlte sich wie erschlagen. Seit Sonnenaufgang brütete er nun schon über den Depeschen und Materialanforderungen der Legio XII Fulminata, der so genannten »Blitz-Legion«, die dereinst von Gaius Julius Cäsar höchstpersönlich gegründet worden und nun hier im schwarzen Land des Nils stationiert war. Und mittlerweile war Barbarus gewillt, im gewaltsamen Ableben des einstigen römischen Kaisers eine annehmbare Alternative zu erkennen. Selbst der Tod musste besser sein, als sich auch nur eine weitere Stunde mit diesen unnötigen, verfluchten und unerträglichen Listen zu befassen.

Wie so oft, wenn die Tage hier in der Fremde lang geworden waren und die Arbeit ihn zu übermannen drohte, wünschte sich Barbarus, der Hauptstadt nie den Rücken gekehrt zu haben. »Welcher Wahn mich wohl ritt, als ich mich von Ämtern blenden ließ?«, murmelte er, griff zur Karaffe, die neben ihm auf dem Tisch stand, und goss sich Wein nach. Es war nicht die erste, die er an diesem Abend zu leeren beabsichtigte, und wenn es nach ihm ging, blieb es auch nicht die letzte. Der Wein war ein Laster, dem er seit seinem Amtsantritt immer ausgiebiger frönte. Längst war er zu seiner liebsten Freizeitbeschäftigung von allen geworden.

Was soll man in dieser von allen Göttern verlassenen Ungegend auch sonst tun?, dachte er bitter und nippte an seinem Becher. *Hier bleibt einem doch nur die Flucht ins Trinken.* Zu sagen, Barbarus habe seinen so namhaften Posten zu hassen gelernt, hieße, Pyramiden nach Aegyptus zu tragen.

Müde sah er sich in seiner Kammer um. Die Wände waren mit Kunstgegenständen der Region, Darreichungen diverser Bittsteller, und Erinnerungen an die Heimat jenseits des mare internum, des

Mittelmeers, behangen. Letztere boten ihm oft genug Stütze und Kraft – selbst die wenigen Dinge, die ihm seine verlogene Gattin mitgegeben hatte. Portia hatte es vorgezogen, in Rom zu verweilen – um »die Geschicke des Hauses in deiner Abwesenheit zu lenken«, wie sie es formulierte –, und dieser eklatante Vertrauensbruch war der letzte Bolzen im Sarg ihrer Ehe gewesen, die spätestens seitdem nurmehr formal existierte.

Barbarus weinte ihr keine Träne nach. Portia hatte ihre Entscheidung getroffen. Und wenn er ehrlich war, beneidete er sie dafür. Sie hatte stets den richtigen Riecher gehabt – nicht zuletzt hatte er sie zur Frau eines Statthalters werden lassen.

Das Anwesen am Ufer des kleinen Flusses war still. Sämtliche Bediensteten lagen bereits seit Stunden in tiefem Schlummer. Barbarus schickte sie stets früh fort, wenn er wusste, dass die Arbeit ihn die Nacht kosten würde. Wenn er sich ärgerte, und er ärgerte sich oft, brauchte er keine Gesellschaft. Erst recht nicht die dieser Stiefellecker und Ja-Sager.

Seufzend erhob er sich, nahm die stinkende Öllampe in die eine und den Becher in die andere Hand und trat zu einem der drei kleinen Fenster, die hinaus in den Garten führten. Auch dort war alles ruhig. Die Sichel des kahlen Mondes hing über dem Land, kam aber kaum gegen die immer dichter werdende Wolkendecke an. In der Ferne blökte ein einsames Schaf gegen die Dunkelheit.

Verfluchte Provinz …

Barbarus spürte den Windhauch erst, als die Lampe erlosch. Und dann war die Stimme da: »Ave, maritus.«

Sanfter Klang, wohlmodulierte Töne. Unendlich vertraut, und doch so fremd.

»Portia?« Den ersten Schreck, der ihm das Weinglas aus der Hand geraubt hatte, schnell überwindend, wandte er sich um und starrte ins nunmehr stockfinstere Zimmer. »Portia, bist du das?«

»Ich grüße dich, mein Gatte«, wiederholte sie. Irrte er sich, oder kam ihre Stimme diesmal aus einer ganz anderen Richtung. Himmel, wie lautlos konnte sich diese Frau denn bewegen?

»Was machst du hier?« Erst jetzt wurde ihm die Unmöglichkeit dessen bewusst, was er gerade erlebte. Die Portia, die er kannte, hätte lieber im Kolosseum gegen die Löwen gekämpft, als auch nur den Fuß auf ägyptischen Boden zu setzen. Außerdem: Einen Besuch hätte sie angekündigt – und wäre nicht mitten in der Nacht angekommen.

Stichwort ankommen: Wo war ihr Gefolge? Ihr Wagen? *Da draußen*

ist doch nichts.

Barbarus schluckte trocken. Die Schlussfolgerung war klar und offensichtlich. Dennoch weigerte er sich, sie zu akzeptieren. »W… Wer ist da?«, fragte er leise und spürte, dass seine Hände wieder zu zittern begonnen hatten. Eisige Kälte schien sich in seinem Innern auszubreiten.

Grabeskälte.

Diesmal war die Stimme ganz dicht an seinem rechten Ohr. »Gute Frage«, lobte sie, und der stocksteif da stehende Präfekt der kaiserlichen Provinz Alexandria und Ägypten glaubte, einen tiefen, klaffenden Abgrund erreicht zu haben. Einen, von dem es kein Zurück mehr gab. Die Grenze zum Wahnsinn … oder zu Schlimmerem.

Im nächsten Augenblick hieb ihm etwas gegen die Bauchdecke. Barbarus keuchte vor Schmerz, brach auf die Knie zusammen. Galle stieg in ihm auf, ließ ihn spucken. Ein Tritt auf den Rücken folgte, und schon lag er ausgestreckt auf dem nackten, kalten Steinfußboden. »Was … soll das?«, krächzte er. »Wer … Ihr seid nicht Portia!«

Die Gestalt aus der Dunkelheit packte ihn grob an der Seite und drehte ihn mit scheinbarer Mühelosigkeit herum, auf den Rücken. Mit einem Mal war ihm, als höre er ein Piepen und Zwitschern, wie er es nie zuvor vernommen hatte, und die Schwärze gebar ein Licht.

Es entstammte weder Kerze noch Öl, hatte nichts Natürliches an sich. Nichts Irdisches!

Der Gedanke war absurd, doch Barbarus hegte keinen Zweifel: Dieses Leuchten, das von einem vielleicht handtellerbreiten Gegenstand ausging, den seine mysteriöse Angreiferin in der Linken hielt, *war kein Produkt der Schöpfung, wie er sie kannte!*

»Was …«, hauchte er.

Im Schein des *Dings* sah er, wie die vermeintliche Portia lächelte. Wissend. Verstehend. »Felix, qui potuit rerum cognoscere causas(Glücklich, wer die Ursache der Dinge erkennen konnte.)«, murmelte sie. »Vergil.« Dann ließ sie das leuchtende Etwas auf Barbarus herniederfahren, und der Schmerz, der damit einherging, raubte ihm das Bewusstsein.

Kapitel 10 – Vom Zweck und den Mitteln

Erde, New York City, 6. November 2271

»Boz?«

Shamar al Khaled sah auf die kleine Komm-Konsole, als habe sie ihm soeben den Stinkefinger gezeigt. »Boz, hören Sie mich?«

Schweigen. Der Monitor, auf dem eben noch das Antlitz Dr. Murray Bozinskys, des führenden – und ein wenig exzentrischen – Haustechnikers der New Yorker GalAb-Dependance geprangt hatte, blieb schwarz.

Shamar spürte förmlich, wie sein Besucher hinter ihm mit den Augen rollte. »Verzeihen Sie, Mitchell«, sagte der Alpha-Schicht-Commander der S.C.S.C. STERNENFAUST III und ließ seine Finger über die Konsole gleiten. »Wir haben heute ziemliche Probleme mit der hausinternen Elektronik.«

»Was Sie nicht sagen«, erwiderte Jasper Mitchell betont gelassen. Shamar war, als könne er sein hämisches Grinsen regelrecht hören.

Der ehemalige Vorsitzende des Solaren Rates war unangekündigt aufgetaucht. Vor nicht einmal zwanzig Minuten hatte er mir nichts, dir nichts im Foyer des New Yorker GalAb-Büros gestanden und darum gebeten, mit Shamar al Khaled zu sprechen – einem Mann, dessen Anwesenheit ihm gar nicht hatte bewusst sein können. Die Reaktion des Rezeptionisten war entsprechend verblüfft ausgefallen – wie auch Shamars, nachdem Mitchell ihm hinter verschlossener Tür den Grund seines Erscheinens offenbart hatte.

Und ausgerechnet jetzt versagte die Technik. Boz hatte am Morgen begonnen, einen internen Datenabgleich vorzunehmen, und die Hauptsysteme des gesamten Gebäudes neu gebootet. Seitdem liefen sämtliche Terminals und Konsolen deutlich schneller und effizienter – *wenn* sie denn liefen. Das Unterfangen barg ungeahnte Kinderkrankheiten, an deren Heilung Boz und seine unverzichtbare Assistentin Shirley Bassett seitdem fieberhaft arbeiteten, nur unterbrochen vom konstanten Strom bei ihnen eingehender Beschwerden aus dem gesamten Gebäude.

»Comm…nder? Hö…n Sie …ich?« Immer wieder fror die dreidimensionale Anzeige ein, und aus den verborgenen Lautsprechern drang eine verhackstückte Version von Bozinskys

Stimme. »Di…erbindung sollt…etzt eige…lich wieder steh…«

»Na ja, das ist vielleicht ein wenig zu optimistisch formuliert«, gab Shamar zerknirscht zurück. »Der Datenstrom scheint so lückenhaft zu sein, dass selbst die A.J. des Terminals sie nicht rekonstruieren kann. Können Sie mir die Informationen, um die ich Sie eben bat, jetzt liefern, oder nicht, Boz?«

Auf dem Schirm erschien Bozinskys Gesicht. Der geniale Techniker lächelte so breit – und so peinlich berührt –, dass das Kunstweiß seiner perfekt geformten Zähne mit dem Licht der kleinen Lampe hinter seinem Kopf zu konkurrieren schien, »…lbstverstän… Comm…der. Shirl… …at die erforder… gera… Ne…teilt.«

»Dann mal los«, murmelte Shamar und erhöhte die automatische Daten-Rekonstruktion.

»Ralph Cifaretto«, drang Bozinskys Stimme nun klar durch Shamars kleines Büro mit dem Blick auf Lower Manhattan, während sich diverse Standbilder, Videos und 3-D-Aufnahmen des Erwähnten auf dem Bildschirm die sprichwörtliche Klinke in die Hand gaben. »Vierunddreißig, ledig, Geburtsort Rom, Italien. Ein absolut unbeschriebenes Blatt, bis er vor einigen Wochen als Redner an die Öffentlichkeit trat. Motiviert von den verheerenden Folgen der Orphanen-Krise, nutzte Cifaretto die Gunst der Stunde, seinem Missmut über das Geschehene Luft zu machen, und traf damit einen Nerv bei seinen seitdem stetig wachsenden Zuhörerscharen. Schon sein dritter öffentlicher Auftritt wurde landesweit ausgestrahlt, seit dem fünften hört ihm die ganze Welt zu – und mit Sicherheit nicht nur die.«

Jasper Mitchell nickte. Er wirkte ungeduldig, und Shamar verstand ihn gut. Bisher wiederholte Boz Offensichtliches.

»Wie von vielen erwartet, verkündete Cifaretto vor einigen Wochen seine Kandidatur für die bevorstehenden Neuwahlen zum Hohen Rat«, fuhr der Techniker ungerührt fort, »und wie ebenfalls erwartet, gibt es in der weiteren Kandidatenschar niemanden, der ihm in puncto öffentlicher Anerkennung und Akzeptanz auch nur das Wasser zu reichen verstünde.«

Shamar reichte es. »Selbstverständlich hat die GalAb nicht erst seitdem ein Auge auf den Mann geworfen«, unterbrach er Boz' Vortrag – was dieser mit einem ganz und gar nicht subtilen fragenden Blick quittierte. »Insbesondere seine Ansichten über die Zukunft des irdischen Weltraumprogramms sind einigen Vertretern hoher Ämter ein Dorn im Auge.« Dabei nickte Shamar Mitchell zu.

Der schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, da übertreiben Sie, Commander. Mir – und ich kann hier nur für mich sprechen, wenngleich andere sicherlich meiner Meinung sind – ist Cifaretto kein Ärgernis, sondern ein Grund zur Sorge. Wenn die Erde sich nur noch auf die Verteidigung ihrer Grenzen konzentriert und jegliche Weltraumforschung zu den Akten legt, wie es unser italienischer Freund dort propagiert, stirbt weit mehr als unser Raumfahrtprogramm. Das All ist Forschung, ist Entdeckung, ist Selbsterkenntnis – dem war schon immer so. Wir sind nicht da draußen, um Kämpfe zu suchen, die wir dann ausfechten. Natürlich kommt es immer wieder zu welchen. Aber unser Hauptziel war und ist die Forschung.«

Shamar dachte an all die Fahrten, die er bereits auf der STERNENFAUST III miterlebt hatte. Mitchell hatte recht. Das All *war* gefährlich, und der Kontakt zum Fremden und Unbekannten ging oft genug mit Konflikten und Opfern einher, doch es barg auch unvorstellbare Wunder. Wunder, die zu entdecken jeden Preis wert waren. Weil sie stets auch Chancen beinhalteten. Wer das nicht begriff, hatte gar nichts begriffen.

Shamar sah Mitchell fragend an. Auch er erging sich hier in Altbekanntem. Was wollte er, wenn nicht über Cifaretto reden? »Verzeihen Sie, Mr. Mitchell, aber mir ist der Grund Ihres Besuches noch immer nicht klar. All diese Informationen müssen Ihnen doch bewusst sein. Schließlich haben Sie und der Admiral bereits Ihr Möglichstes versucht, den Siegeszug Cifarettos aufzuhalten.«

Der ehemalige Ratsvorsitzende schnaubte humorlos und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Das Licht der Manhattaner Sonne verlieh seinem Kopf eine Korona. »Mein Möglichstes«, wiederholte er. »Wenn Sie sich da mal nicht irren, Commander. Taglieri ist ein guter Mann, aber er weigert sich partout, politisch aktiv zu werden und Cifarettos Kandidatur mit mehr als nur Worten anzugreifen. Die Tatsache, dass sein Auftritt bei der Diskussionsrunde in London nicht den erhofften Erfolg gebracht hat, tat sicher ihr Übriges, Taglieris Ansichten zu festigen. Nein, so leid es mir tut – ich fürchte, in diesem Fall aufs falsche Pferd gesetzt zu haben. Um Cifaretto und seine *Pro-Humanity*-Entourage aufzuhalten, brauchen wir mehr als nur Gegenargumente. Wir brauchen Dreck.«

Shamar senkte die Brauen, blinzelte verwirrt. »Dreck, Sir? Ich verstehe nicht …«

Ein Seufzen, ganz leise. »Commander, ich bin gekommen, um Sie zu

bitten, in der Vergangenheit dieses Mannes dort zu graben.« Mitchells ausgestreckter Arm deutete auf den Monitor, der Cifaretto bei einer seiner Ansprachen zeigte. Die Aufnahme lief ohne Ton weiter. »Niemand ist ein ›unbeschriebenes Blatt‹, wie es Ihr Dr. Bozinsky formulierte. Zumindest hoffe ich das. Jeder hat irgendwo Leichen im Keller. Und ich möchte, dass Sie und die GalAb die seinen für mich finden.«

Shamar glaubte seinen Ohren nicht. »Sie bitten uns, indiskret zu sein, nach Skandalen zu suchen? Sie satteln um und steigen von den Höhen der Politik in die Niederungen des Boulevards?«

»Es gefällt mir so wenig wie Ihnen, al Khaled. Aber ich *muss* diesen Mann bremsen. Und wenn ich es nicht durch sachliche Argumentation schaffe und mir der einzig Erfolge versprechende Gegenkandidat einen so definitiven Korb gibt, bleibt mir nichts als der Griff in den Morast.« Er lächelte entschuldigend, doch das Leuchten in seinen Augen zeigte Shamar überdeutlich, wie ernst es Mitchell damit war. Wie wenig er Willens sein musste, auch nur einen Deut von der Überzeugung abzuweichen, zu der er für sich bereits gekommen war. »Bringen Sie mir den Dreck, der an Cifarettos Stecken klebt. Ganz egal, was es ist. Frauengeschichten, Männergeschichten, kriminelle Kontakte … Selbst, wenn er nur mal den Geburtstag seiner *nonna* vergessen hat, will ich es wissen, verstehen Sie? Cifarettos Umfragewerte werden sinken, sobald die Weltbevölkerung erfährt, dass ihr ›Mann aus dem Volke‹ Dinge vor ihr verheimlicht. Ganz egal, welche.«

»Dinge, deren Existenz Sie nur vermuten«, warf Shamar ein. Es war bizarr, aber mit einem Mal musste er an Richard Nixon denken, einen US-Präsidenten des Zwanzigsten Jahrhunderts, der ebenfalls zu fragwürdigen Mitteln gegriffen hatte, um politische Gegner zu entmachten. »Dinge, deren Beschaffung und Weitergabe Sie und Ihre Agenda moralisch anfechtbar machen könnten.«

Mitchell stieß Luft aus, winkte ab. »Agenda ist ein schweres Wort, Commander. Mir geht es schlicht um das Beste für die Menschheit. Und auch wenn es nicht leicht fällt, das zu akzeptieren: Manchmal heiligt der Zweck die Mittel.« Ein Zögern. »Ich dachte, Sie verstünden das.«

Die Art, auf die er den letzten Satz betonte, ließ Shamar schlucken. Erinnerungen an Berlin und Nickie Berger zogen vor seinem geistigen Auge vorbei{*}. Er atmete tief durch. »Cifarettos Dreck«, sagte er dann. »In Ordnung, Mitchell. Boz und ich werden schauen, was wir

machen können. Sobald … *Falls* wir etwas finden, lasse ich es Sie umgehend wissen.«

Jasper Mitchell erhob sich und strich sich nicht vorhandene Staubflusen vom Anzug. Dann reichte er Shamar die Hand. »Daran hege ich keinerlei Zweifel, Commander. Ihre Diskretion kann ich natürlich voraussetzen. Und bitte: Seien Sie gründlich.« Er nickte in Richtung der Komm-Konsole, die nach wie vor Boz zeigte. »Doktor, Commander, einen guten Tag. Wir bleiben in Kontakt.«

Dann war er fort, aus dem Raum und danach dem Gebäude, und Shamar blieb allein zurück.

Allein mit seinen Skrupeln – und der Neugierde.



Einstein, 6. November 2271

Als Ahoo I. Shahi ihm zum zweiten Mal binnen einer Woche die Tür öffnete, *wusste* Meister William Beaufort es einfach. So sicher, wie er sich nur sein konnte. Er war nicht umsonst gekommen.

Das Verstehen in ihren alten, und doch so jung wirkenden Augen.

Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Zweifellos.

»Meister William«, grüßte die Alte und deutete ein Kopfnicken an. Aber sie trat nicht zur Seite, um ihn in ihre Räumlichkeiten zu bitten. Noch stand sie im Türrahmen, als habe er sich den Zugang – unter diesen, neuen Voraussetzungen – bislang nicht verdient. »Gestatten Sie mir eine Frage?«

Kein *Was führt sie zu mir*. Kein *Wie schön, Sie zu sehen*.

Oh, sie wusste, was sie tat. Sie wusste es ganz genau.

»Selbstverständlich, Miss Shahi«, antwortete er. »Was möchten Sie wissen?«

Ein Funkeln in ihren Augen, wissend und fordernd. »Ihr Alter, bitte. Wie alt sind Sie, Meister William Beaufort?«

Erinnerungen stürzten auf ihn ein. Bilder aus South Carolina und seiner Jahre an der Seite des Großvaters, der ihn aufgezogen hatte. Eine ganze Kindheit im Schnelldurchlauf, kein halbes Jahrhundert her. »Mein Alter beträgt 4,6 Milliarden Jahre«, antwortete William Beaufort – und Ahoo I. Shahi nickte.

»Bitte«, sagte sie sanft und trat beiseite, damit er passieren konnte.

Jenseits der Schwelle wartete ihr Wohnzimmer, doch dieses Mal

gab es keinen Tee, kein Small Talk über Vergangenes. Oder etwa doch?

»Verzeihen Sie meinen Mangel an Routine«, bat William, als er sich auf dem Sofa niederließ, das er noch von seinem letzten Besuch kannte. »Ein Teil von mir hielt die Ritter der GRAFSCHAFT stets für einen Mythos.«

»Atlantis, Shangri-La, die Illuminaten …« Shahi schmunzelte. »So in etwa?«

»Kommt hin«, gestand er.

Seine Gastgeberin winkte ab. »Meister William, wenn Sie gestatten.« Gütig klingende Worte, ohne Kritik. Aber zielstrebig. »Unroutiniert oder nicht: Mich würde Ihre Einschätzung der Situation interessieren.«

William hob die Brauen. »Meine? Aber was …«

Abermals ein Winken. »Denken Sie nicht nach, antworten Sie einfach: Ist Captain Frost bereit für die Wahrheit? Verkraftet sie es, alles Nötige zu erfahren? Oder ist es noch zu früh dafür.«

William Beaufort schüttelte den Kopf. »Sie würde wahrscheinlich kein Wort glauben.«

Shahi nickte. »Das hatte ich bereits vermutet«, sagte sie so ungerührt und jovial wie zuvor.

»Ich … Ich will nicht respektlos erscheinen, aber …«, stammelte der Christophorer-Mönch. »Wenn schon nicht so … Was wird aus den Genetics? Kann die GRAFSCHAFT nicht etwas unternehmen? Dana mag geheilt sein, aber die Krankheit, die die Genetics plagt, wütet nach wie vor unter ihnen. Wenn es in Ihrer Macht steht, zu helfen …«

»Bedaure«, sagte die alte Dame schlicht und schüttelte kaum merklich den Kopf. »Die Dinge nehmen ihren Lauf.«

William schloss den Mund, hakte nicht weiter nach. Abermals war ihm, als sei sein Geist ein Meer aus Erinnerungen und Bildern, und die Wogen drohten ihn zu erdrücken. Er sah das Leid der Genetics, sah Danas unfassbare Verjüngung und das Schicksal, das sie zu diesem Punkt in ihrem an Sensationen nicht armen Leben geführt hatte. Sah, was die Zeit im Auge des Universums ihm verraten hatte – über sich selbst.

Und er fasste einen Entschluss. »Gut«, sagte er, erhob sich und reichte Ahoo I. Shahi die Hand zum Abschied. »Unter den Umständen glaube ich, abermals bereits mehr als genug von Ihrer Zeit beansprucht zu haben. Verzeihen Sie.«

Die alte Genetic lächelte. Sah ihn an. Ergriff die Hand.

Als sie an der Tür waren und er erneut den in trübes Flackerlicht getauchten Flur vor sich sah, hielt sie ihn ein letztes Mal zurück. Die Hand an seinem Oberarm gelegt fragte sie: »Was haben Sie jetzt vor, Meister William? Wohin führt sie Ihr Weg?«

William lächelte. »Eine gute Frage. Aber auch eine Frage, die kein Mensch jemals wird beantworten können.«

Er ging einige Schritte vor, blieb stehen und drehte sich noch einmal um.

»Selbst die Ritter nicht«, sagte er schließlich.

ENDE des ersten Teils



Am Scheideweg

von Simon Borner

Was soll Commodore Dana Frost nun tun? Wie soll sich Admiral Vincent Taglieri entscheiden? Welchen Entschluss fasst Jasper Mitchell?

Welche Wahl wird die Menschheit treffen? Werden sie *Pro Humanity* ihre Stimme geben? Ist dies das Ende der interstellaren Raumfahrt? Und wird das Volk der Alendei am Untergang der eigenen Welt zerbrechen?

* siehe Sternenfaust 149: »Apokalypse«
* siehe Sternenfaust 149: »Apokalypse«
* siehe Sternenfaust 139: »Jagd auf Nickie Berger«